Bavar.
833
k, 12

Bavar 833 k (2
Forstner

<36603359480014 S

<36603359480014

Bayer. Staatsbibliothek

Oec 633,

R

Phisikalisch - ökonomische
Beschreibung
von
Franken.

Von

Georg Ferdinand von Forstner.

Dans quelque pays, que ce soit, il est impossible, que qui n'a vu que les Villes, connoisse le Gouvernement, attendu que l'esprit n'en est jamais le même, pour la Campagne. Or, c'est la Campagne, qui fait le pays, et c'est le peuple de la Campagne, qui fait la nation. — —

Zweiter Band.

Schwabach 1792.
bey Johann Martin Friedrich Mizler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Die ländlichen Beschäftigungen sind reizend anzusehen, und führen nichts so beschwerliches mit sich, um Mitleiden zu erregen. Der allgemeine und besondere Nutzen, der ihr Vorwurf ist, verdient all unsre Aufmerksamkeit; und über das, waren sie der erste Beruf des Menschen, der in unsern Verstand sehr angenehme Bilder, und in unser Herz alle Süßigkeiten des güldenen Zeitalters zurükruft. Der Anblik des Pflügens und Erndtens, bezaubert unsere ganze Einbildungskraft. Die einfache Lebensart der Landleute, hat immer etwas entzükkendes. — — Man betrachte nur jene, mit fröhlichem Volk erfüllte Wiesen, wo das Gras abgemäht, gedärrt, nach Hause geführt, und dabey gesungen wird, und die in der Ferne zerstreute Heerden: Dann fühlt man sich zärtlich, ohne es gewahr zu werden, und ohne zu wissen warum? — So zerschmilzt noch zuweilen durch die Stimme der Natur ein rohes Herz in sanfte Empfindungen."

M

Vorbericht.

So wenig auch eine Vorrede zu diesem zweyten und lezten Bändchen erforderlich wäre — so wenig kann ich doch den Beruf zurükhalten, den

ich in mir fühle: das feyerliche Bekenntniß abzulegen: Daß ich weit von dem Gedanken entfernt bin, mir zu schmeicheln; als hätte ich nunmehro etwas Vollständiges — etwas Ganzes geliefert. Mein eigenes Bewußtseyn ruft es mir nur zu laut zu: daß es blos Stümper Arbeit — ohne Plan Ausarbeitung — kurz! ein Werk — welches seinen Meister verräth. — Möchte doch irgend ein Menschenfreund, die Lükke — die ich im ökonomisch-litterarischen Fach, nicht auszufüllen im Stande war — nach einem reiferen Plan, und mit mehrerer

Sach-

Sachkenntniß, auszufüllen aufgemuntert werden. Er würde sich dadurch allgemeinen und warmen Dank verdienen.

Garenberg im Ostermonat 1792.

Forstner.

Viehzucht.

In vielen Gegenden von Franken, ernährt sich der Bauer fast ganz allein von der Viehzucht, die ihm seine wesentlichen Bedürfniße verschaft — wenigstens macht sie an vielen Orten, sein vornehmstes Gewerb aus. In diesem Fall, wird nun freylich dem Vieh — reichliche, gesunde, fette Nahrung und Ruhe zu Theil, damit es guten und vielen Dung, gute und viele Milch, Butter und Käse, gutes und nahrhaftes Fleisch, und gutes, gesundes und starkes junges Vieh abgeben kann. An andern und zwar an den meisten Orten, muß es sich aber noch (der uralten Barbarey zu Folge) auf magerm Weideplätzen herumtreiben und hüten lassen, und der Art kümmerlich fortzuhelfen; und

da muß nun auch natürlicher Weise, der eigentliche und wahre Zweck der Viehzucht — der kein anderer als der seyn kann: Dung, Milch und gutes fettes Fleisch, und zwar in möglichster Menge zu erwerben — Schnur gerade verfehlt werden: da das Vieh durch das Weiden, den Dung zur Hälfte verstreut, solcher, mithin für den Landman verlohren geht, durch die Beweguug mehr Nahrungssaft verdaut, und also die Milch vermindert wird, und dann aus eben dem Grund, durch die Bewegung dem Fleisch von seiner Saftigkeit und Fettigkeit benommen wird. Ein anderes sind große Grundstükken, die geschlossen sind, einen schattigen Ort und eine gesunde Tränke haben — auf solcher erlauben die Grundsätze der Landwirthschaft allenfalls noch die Weide; weil aller Dung auf solchen Stücken bleibt, das Vieh sich nicht stark bewegt, und also die reichste Erwerbung der Milch und des Fleisches nicht sehr gehindert wird. S. Versuch! einer Grundlehre sämmtlicher Kammeralwissenschaften, Lautern 1790. Kurz! die Viehzucht in Franken, wird gut und schlecht, theils Orten, so wie fast durchgängig im Hohenloischen, s. Meyers pragmatische

tische Geschichte von Kupferzell — ganz nach den vernünftigsten und zwekgemäßesten ökonomischen Grundsätzen, theils Orten, wieder durchaus fehlerhaft — durchaus nach dem alten Schlendrian betrieben, so daß es noch immer der Willkühr der Hirten, oder seiner Jungen überlassen — noch immer im trokkenen Sommer vom Durst geplagt, noch immer gezwungen ist, ein in Sümpfen und Pfützen stehendes verfaultes Wasser zu verschlingen, oder sich mit einem schädlichen Thau, der zuweilen auf dem Grase liegt, zu vergiften, sich von den fliegenden Ungeziefer ängstigen zu lassen, und seinen Dünger — dieses dem Landwirthen so schätzbare Mittel zur Fruchtbarkeit ihrer Aekker — auf öden Plätzen herum zu verschleppen; so daß die Kühe in aller früh — im Thau, im Reif, im Regen auf die Weide getrieben werden, wo sie der Hunger anzubeißen, oder Nahrungsmittel zu verschlingen zwingt, die ihnen Blähungen, Erkältungen und nicht selten tödtliche Krankheiten zuziehen; wo beym Tränken keine Vorsicht gebraucht wird, das Vieh nicht selten Durst leiden — und noch öfter mit faulem stinkenden Wasser

vorlieb nehmen muß; wo die Kalben, oder angehende Kühe, wenn sie im besten Wachsthum sind, zu Müttern gemacht, und solche Creaturen zu Stammochsen gewählt werden, die zur Ausübung dieser Pflicht noch viel zu jung, und deren Saamen noch viel zu wäßerigt ist, oder wo man in den entgegengesetzten Fehler verfällt, und sie der Heerde länger vorstehen läßt, als der gute Wille von hinlänglichen Kräften unterstützt wird; statt beyde Geschlechter in ihrer schönsten Blüthe und bey guten Kräften zur Fortpflanzung zu wählen, da die Erfahrung lehrt: daß ein junges kaum halb ausgewachsenes Männlein, durch Ergießung des Saamens entkräftet, und im Wachsthum aufgehalten wird; gleichwie der ohnmächtige Wille eines alten Wollüstlings, den Entzwek nur selten erreicht. Wo man veraltete Kühe, deren Fortpflanzungstrieb schon stumpf geworden, deren Zähne das Futter nicht mehr gehörig zermalmen, und deren Eingeweide die zur Zubereitung eines guten Milchsafts gehörige Kräfte verlohren haben, noch immer zukommen läßt — da doch der Augenschein ganz deutlich zeigt, daß nur elende

Kälber, und verbuttete Kühe daraus entspringen; wo blos alte ausgemergelte Ochsen zur Schlachtbank geführt werden, deren Fleisch zähe und unschmakkhaft — und deren Haut spröde und trokken ist; wo die Stiere zu früh eingespannt, die Ochsen zu lang im Zug gebraucht worden — und der Art in beyden Fällen nur halbe Dienste leisten können, ohnerachtet sie eben so viele, und eben so gute Fütterung, als starke und in den besten Jahren stehende Ochsen erfordern.

Die Thierheilkunde, kann nirgends so vielen Lükken und Mängeln unterworfen, nirgends mit so vielen widersinnigen und abergläubischen Marktschreyereyen als hier in Franken, angefüllt seyn. Schinder, Schäfer und Consorten, sind in diesem Betref, die einzigen Vertrauten des gemeinen Mannes, denen er sein Anliegen in den Schoos schüttet. Ihre ganze Heilmethode, gründet sich auf einen Wust von Unsinn, Aberglaube — Sympathie und dergleichen Allfanzereyen — und besteht höchstens in einer Sammlung von Recepten, die noch dazu meistens, theils

nach einer fälschlich angenommenen Analogie, theils willkührlich und widersinnig abgefaßt sind; und doch verlangt diese Wissenschaft eben so mannigfaltige Kenntnisse, eben so viel Fleiß und Erfahrungen, als diejenige Wissenschaft welche die Krankheiten der Menschen zum Gegenstand hat. Es ist fast unglaublich, welchen Despotismus jene Menschenklasse — die ohne das mindeste Verdienst, ohne Sachkenntniß, Belesenheit, ja sogar ohne die mindeste Beurtheilungskraft, blos durch den tummen Aberglauben, Unwissenheit und Leichtgläubigkeit anderer, zur Doktorwürde gelangt ist — welchen Despotismus diese Menschenklasse im Bezug auf den Bauernstand ausübt. Der vernünftig Denkende, wird nur nach und nach — der mit Wahn und Vorurtheil erfüllte Landwirth aber — wohl nie zur wissenschaftlichen Methode in diesem Fach gelangen. Wenn wir uns doch auch (gleich andern Ländern) einer Landwirthschaftspolizey rühmen könnten, die bey andern heilsamen Veranstaltungen, auch darauf bedacht wäre: Vieharzeneyschulen anzulegen, und die Bestellung der

Vieharzte selbst über sich zu nehmen und zu besorgen ! ! !

So verhält sich der Name Franzosenkrankheit — unter dem Rindvieh — noch immer durch den Unverstand; jene vermeynten Vieharzte in unsern Gegenden; da doch dieser Name bey dem Vieh gar nicht statt finden — und dieses Uebel noch weniger durch den Stammochsen fortgepflanzt werden kann. — Diese Krankheit, entsteht von übertriebener Wollust, deren das Vieh gar nicht fähig ist. Es sind vielmehr Blasen, die von der Hitze entstehen, und die ihren Sitz innerlich im Thier haben. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, (daher die vielfältigen und verschiedenen Beschreibungen dieser Krankheit kommen!) sie sind bald ganz rund, bald länglich, bald regelmäßig, zuweilen aber auch so beträchtlich gros, daß sie über einen Daumendik sind, zuweilen sehen sie den Maulbeeren oder Brombeeren, zuweilen den Weintrauben, oft den Pflaumen, Wallnüssen und dergleichen Früchten gleich. Die größeren sind aus mehreren kleineren zusammengesetzt, als wenn eine Menge

ge Pfefferkörner, oder Finnen vereinigt wären. Ihre Farbe ist auch verschieden, sie sind weißgrau, röthlich, aschfarben, dunkelroth und auch zuweilen bläulich. Sie geben nicht den geringsten stinkenden, faulichten oder unangenehmen Geruch von sich, sondern sie haben einen blos gesunden Fleischgeruch an sich. Sie liegen lediglich auf der Oberfläche der Theile, an welchen man sie bemerkt nämlich in der Höhle der Brust, der innern Seite des Ribbenfelles, an der äußern Haut der Lungenflügel, an der obern und untern Seite des Zwergfelles, des Darmfelles, und sonst auf der Oberfläche einiger Eingeweide des Unterleibs, und lassen sich aller Orten mit leichter Mühe, von den darunter liegenden fleischigten Theilen abschälen, welche sodann wie das übrige Fleisch eine gesunde natürliche Farbe und die gehörige Festigkeit haben. Aeußerlich ist weder auf der Haut das geringste davon zu sehen, noch kann man sie im Maul, oder im Hals, oder unter dem Schwanz, noch weniger an den Geburtsgliedern bemerken, wiewohl dieses sonst die Orte sind, wo immer mit einer Verderbung der Säfte begleitete Fehler

des Thiers am mehresten und gewissesten ihre Merkmale zeigen, und wo man auch die Entstehung derselben am mehresten vermuthen sollte, wenn sie in der That venerischen Ursprungs wären. — Diese Blasen haben einen sehr unschuldigen, natürlichen und mit andern dergleichen im Körper vorkommenden Gewächsen ähnlichen Ursprung. Ihre nahen und entfernten Ursachen, sind gutartig und setzen keine Verderbung voraus. Weder Fett noch Fleisch leiden dadurch die geringste Veränderung, sondern sind so untadelhaft, wie das Fett und Fleisch vom gesündesten Rindvieh. Findet sich ein Magerwerden, oder wichtige innere Fehler und eine wahre Verderbung der flüßigen und festen Theile zugleich, so ist solches blos zufällig und zusammentreffend, ohne daß die Blasen dazu die Gelegenheit geben, noch die Zeichen derselben sind. Eben so wenig kann dieses Fleisch überhaupt schaden, und dem Körper und der Gesundheit des Menschen, irgend einen Nachtheil bringen, wenn es genossen wird. Allen Erfahrungen nach, wird es gut, gesund, roth und fest befunden: es ist gehörig mit Fett durchwachsen, ver-

hält sich im Kochen wie das beste Fleisch, und verräth nie bey einer Prüfung irgend einen Fehler. In verschiedenen Ländern macht man sich deshalb gar kein Bedenken. In Frankreich speist man jenes Vieh eben so gut als das ganz reine. In Ungarn und Tyrol und in den österreichischen Ländern, weiß man von den Franzosen bey dem Vieh gar nichts. Kurz! diese Blasen — sind nichts weiter, als unschuldige und natürliche Folgen der zu guten und zu reichlich gegebenen Nahrungsmittel, des Mangels der Bewegung, und der geschwächten äußersten Enden sämtlicher, besonders der Wassergefäße, oder eigentliche Erweiterungen der lymphatischen Gefäße und der Drüßen um den Eingeweiden. — Man bedenke nur: daß die Kuh, die wir im Leben benutzen, und wovon wir Milch und Butter essen, welches doch die Säfte von diesem Vieh sind, von Hohen und Vornehmen, Geringen und Niedrigen, in Städten genossen werden, und daß ihr Fleisch noch keinen Menschen geschadet hat. Kein Mensch kann dieses Vieh lebend unterscheiden und bestimmen, ob es die sogenannten Franzosen habe oder nicht,

und

und wenn es etwas Unreines wäre, so müßte nothwendig Milch und Butter davon schädlich seyn; welchem aber alle Erfahrung widerspricht. S. Abhandlung des Herrn Benedikt Christian Graumanns, Doktor der Medizin ꝛc. über die Franzosenkrankheit des Rindviehes und die Unschädlichkeit des Fleisches solcher Thiere. Höchstes Generale d. d. Dresden den 23. May 1787. als Untersuchung der Beschaffenheit dieser Krankheit (von dem dortigen Sanitaets-Collegio.)

Kap. I.

Von den Pferden.

(Zu Stutereyen erzogen und gebohren, fühlt man die herrliche lebendige Pferdenatur; — — — — — — und wie jeder der jungen muthigen Hengste seinen eigenen Charakter hat — die Vortreflichkeit ihrer Köpfe — und wie sie schnauben und ungeduldig sind, daß sie im Zügel gehalten werden, lernt man durch kein bloßes gekritzel von Zeichnung.)

Der fränkische Bauer weiß es gar wohl, daß sie — in Ansehung ihres Preises, der Unterhaltung, und des Geschirs — die kostbarsten Haushaltungsthiere sind. Die allerwenigsten sind deshalb mit Pferden, die meisten mit Ochsen versehen; und diejenigen, die sich der Pferde mit größerem Vortheil bedienen zu können glauben, wissen sie auch der-

dergestallt zu nutzen, daß sie nicht nur das Futter und die übrige Unkosten bezahlen, und das Kaufgeld verzinßen, sondern auch letzeres erwerben müssen. Bey alle dem ist es eine erkannte und ausgemachte Wahrheit: daß der Bauer in aller Rükksicht beßer mit Ochsen als mit Pferden fährt; ohnerachtet sie langsamer, zu wenigern Arbeiten, und auch zu diesen nicht zu allen Zeiten geschikt, und (wegen der Rindviehseuche) unsicher sind; denn 1) kömmt der Ankauf eines Ochsen, fast nur halb so hoch, als der Ankauf eines Pferdes; der Bauer kann mithin, für das Geld was ihm ein Pferd kostet, zwey Ochsen kaufen. Für 50 fl. fr. bekömmt man hier in Franken, einen tüchtigen brauchbaren Arbeitsochsen, für 100 fl. aber nicht immer ein brauchbares Pferd. 2) kömmt ein Ochs nur halb so hoch in der Fütterung als ein Pferd zu stehen (Geschirr, Hufschlag rc. rc. noch ungerechnet,) 3) nimmt ein Ochs, je älter er wird, immer mehr im Werth zu, so wie im Gegentheil, ein Pferd, je älter es wird, immer mehr an seinem Werth abnimmt. Wenn ein Ochs zur Arbeit unbrauchbar geworden,

so

so verkauft der Bauer solchen um ein Beträchtliches höher, als ihm dessen Ankauf zu stehen gekommen; wenn sich aber dieser Fall mit einem Pferd ereignet, so muß es der Bauer entweder um ein Spottgeld hingeben, oder wohl gar todstechen lassen, und dem Schinder noch obendrein die Gebühren dafür bezahlen. Ueberdieß sind die Gründe, die einige ökonomische Schriftsteller — der Pfarrer Christ unter andern, in seinem Unterricht von der Landwirthschaft — zur Behauptung ihres Satzes anführen, daß nämlich in Rükksicht der Feldarbeit, die Pferde den Ochsen vorzüglicher wären, keineswegs richtig.

Der Verdienst nahe bey Städten, durch Lohnfuhren, bringt dem Bauer der sich damit abgibt, mehr Schaden als Nutzen. Endweder versäumt er seine eigene Arbeit dabey (in welchem Fall sich der Verlust zum Gewinnst wie 10 zu eins verhält) ruinirt Schiff und Geschir auf den Straßen, schindet sein Vieh, und richtet es vor der Zeit zu Grund, — oder bekömmt dadurch häufige Veranlaßung zum Saufen — Ludern ꝛc. welchen Versuchen er am Ende

nicht

nicht widerstehen kann, und sich der Art gleich einem Vornehmen Städter, in beständigen Wohlleben, mit Kind und Kegel an den Bettelstab bringt. **Mit einem Pferd soll man noch einmal so viel Arbeit als mit einem Ochsen verrichten können,** ist ganz richtig! dafür kostet mir aber auch ein Pferd noch einmal so viel im Ankauf und in der Unterhaltung als ein Ochs. Es kostet nicht einen Heller mehr, zu der Arbeit, die ein Pferd allein verrichten kann, zwey Ochsen zu nehmen. „**Man kann mit dem Pferd bey aller Witterung fortkommen, bey nassem Weg und auf dem Eis, da der Ochs im Stall bleiben muß und der Knecht faullenzt.**„ Ein wahres Glük, daß diese Sitte nicht allenthalben eingeführt ist! — Vermuthlich ist dem Hrn. Verfasser unbekannt: daß man in vielen Gegenden Deutschlands, die Ochsen wie die Pferde, nur mit etwas leichteren Eisen beschlägt, so daß bey glatt Eis oder üblen Wegen, der Ochs keineswegs zu feyern, und der Knecht zu faullenzen berechtigt ist. Wir haben auf dem

Guth,

Guth, wo ich mich ehedessen in Franken aufgehalten, alle Holzfuhren (andere Geschäfte und Verhinderungen halber!) meist zu der Zeit thun müssen — wo meist immer Frost und die schlimmste Witterung mit glatt Eis einfällt. Von der Stunde an, wo ich den Anfang gemacht: meine Zugochsen beschlagen zu lassen — war ich meine Feldarbeit in einer ununterbrochenen Reihe zu verrichten im Stand — statt vorher dadurch, daß ich ihrer 6 und 8 auf einmal zu mehreren Wochen (verdorbene Füße halber) mußte stehen lassen — gar sehr in meiner Arbeit gehindert und zurükgesezt wurde. **Der Ochs frißt mehr als das Pferd** es kömmt nicht auf das viele fressen, sondern lediglich darauf an, was sie fressen? so ißt auch der arbeitsame Taglöhner bey weitem mehr als der vornehme Müßiggänger — und doch kann sich jener wohl 8 Tage mit dem ernähren, was diesem vielleicht nur eine einzige Mahlzeit zu stehen kömmt. **Des Pferdes Futter muß nicht nothwendig in Haber bestehen.** So lang man nicht ein Produkt ausfindig macht, welches wohlfeiler als der Haber zu stehen

kömmt,

kömmt, und doch in aller Rükksicht dessen Eigenschaften besitzt — so lange — bleibt es meines Erachtens! eine fruchtlose Bemühung, dieß Futter mit einem andern vertauschen zu wollen. **Man kann mit Pferden, die arbeiten, vom May bis in den October blos grünen Klee, besonders Luzernen, und den Winter durch gewaschene und gestoßene Kartoffeln mit Hexel und dann Heu füttern.** Was die Sommerfütterung anlangt, so pflichte ich eines Theils dem Hrn. Verf. vom ganzen Herzen bey, denn ich weiß aus Erfahrung — daß es sich — bey alle dem aber — nicht so ganz ohne alle Einschränkung thun läßt. Da der Klee (zumal in der ersten Zeit, die Pferde stark laxirt, so kann es auch nicht fehlen, daß sie dadurch etwas entkräftet werden, und in dieser Rükksicht, würde es doch etwas mißlich seyn, ihnen — da zumal in diesem Zeitraum die Arbeiten am häufigsten, strengsten und anhaltensten sind, den Haber ganz abbrechen zu wollen. Wenn es daher auch nur bey der Hälfte des gewöhnlichen Maa-

ses bleibt, so kömmt je doch bey alle dem, diese Fütterung ungleich höher, als jene der Ochsen zu stehen. Was aber die Winterfüttetung mit gestoßenen Kartoffeln anlangt, so wollen wir die Sache so lange unentschieden und dahin gestellt seyn lassen, bis uns Zeit und Umstände selbst, vom Grund oder Ungrund der Sache überzeugen. **Das Pferd ist auch nicht den Seuchen unterworfen wie der Ochs.** Wenn die Rede von allgemeinen Seuchen ist, so hat wohl das Pferd gleiches Schikksal mit dem Ochsen. Die Rindviehsseuche trift den Ochsen, die Pferdsseuche das Pferd. Ist die Rede von einzelnen Zufällen, welchen der Ochs ausgesetzt ist, so sind auch jene denen das Pferd unterliegt in Erwegung zu ziehen — und beyde in der Wagschale gegen einander aufgehoben, werden wohl einander so ziemlich das Gewicht halten. (So weiß ich mir während meinem 4 jährigen Aufenthalt zu Frankenberg, wo Jahr aus Jahr ein, 17. Pferde und einige 30 Zugochsen gehalten wurden, nicht einen einzigen Fall zu erinnern: daß wir einen Ochsen verlohren hätten (mit Ausnahme eines einzigen, der aus Unvorsichtigkeit zu viel

Klee

Klee bekommen hatte, und auf der Stelle davon krepirt ist; mithin nicht hieher gehört,) wohl aber weiß ich mir zu erinnern: daß wir in diesem Zeitraum sieben Stükk Pferde verlohren haben.) Ueberdieß kömmt noch der Umstand hinzu, daß der Bauer, der zwey Pferde hält, ungleich weniger Dung als jener gewinnt, der für dasselbe Geld 4 bis 5 Ochsen unterhält, und daß in vieler Rükksicht der Rindviehmist ungleich nuzbarer, als der Roßmist ist. Ich sage: in vieler — nicht in aller Rükksicht, weil der Pferdemist in kalten Gründen und nassen Aekkern, zu gewissen Zeiten sehr gute Dienste leistet, Jeder denkende Landwirth, der seinen Feldbau, mehr nach den Gesetzen der gesunden Vernunft, als nach dem alten Herkommen behandelt, und der sich einmal davon überzeugt hat: daß der Dung die Seele des Feldbaues, und daß ohne diesem, alle Mühe und Arbeit vergebens ist — wird vollkommen mit mir übereinstimmen: daß es sich schon der Mühe verlohnt, allen den Annehmlichkeiten zu entsagen, die auch hin und wieder den Besitz eines Pferdes gewährt.

Der Ochs verdient auch noch, in Rüksicht seines gleicheren und sanfteren Schrittes, bey dem Pflügen, den Vorzug vor dem Pferd, denn sobald Steine, Wurzeln oder andere Hinderniße in den Weg kommen, so läßt der Ochs nach, das Pferd aber reißt durch, und verursacht dadurch das öftere Aufhalten und Ausbessern des Pfluges: auch ist ein Pferd nicht allenthalben so viel als 2 Ochsen in der Pflugarbeit zu verrichten im Stand. Nekker in seinem allgemeinen politischen und ökonomischen Administrationssistem (davon ist eine deutsche Uebersetzung in 8. vorhanden) erkläret sich mehr für den kleinen als großen Bau und zwar mit überzeugenden Gründen, die sowohl bey uns hier in Franken, als in Frankreich statt finden. (In Frankreich versteht man unter dem Ausdruk großen Bau, die Akkerbestellung mit Pferden, und unter kleinen Bau die nämliche Beschäftigung durch den Dienst der Ochsen, der Kühe, der Menschen. Der Dienst der Kühe und Menschen, ist zum Umarbeiten der Felder überall verwerflich. Herr von Benkendorff in den Berliner Beyträgen zur Landwirthschaftswissenschaft gibt zwar auch den Pferden

den den Vorzug — er wird aber von dem berühmten Hrn. von Pfeiffer, in seinen Berichtigungen sämmtlicher Staats- Finanz- und ökonomischen Wissenschaften gänzlich widerlegt. Nach dem bekannten Satz: daß keine Regel ohne Ausnahme ist, pflichte ich dem, was schon erwähnter Hr. von Pfeiffer, zum Beschluß seiner Abhandlung über diesen Gegenstand als die Mittelstraße empfiehlt, noch am ersten bey „am besten ist es — sagt er — bey einigermaaßen weitläuftigen Akkerbau, Pferde und Ochsen zugleich zu halten, und die Ochsen zum Pflügen, die Pferde aber zu den Geschäften, die Geschwindigkeit erfodern, anzuwenden. Ich kenne einen Guthsbesitzer in Franken, der auf diese Weise Pferde und Ochsen zugleich hält, erstere zu Fuhren die Geschwindigkeit erfodern, letztere hauptsächlich zum Pflug und Mistfuhren. Er kauft — wenn die Gelegenheit und Umstände günstig, gegen das Frühjahr magere Ochsen mittleren Alters, versieht mit solchen seine Feldarbeit, widmet die am wenigsten anständigen gegen den Herbst zur Mastung, theils zum Verkauf theils zur eigenen Consumtion, und ergänzt abermals im

folgendem Frühjahr durch neuen Ankauf seine Ochsenzahl — und dieß scheint mir, das einträglichste Verhältniß zu seyn, welches ein Landwirth — wenn er durchaus Pferde halten zu müssen glaubt — beym Zugvieh erwählen kann. Wem daran gelegen mehrere Gründe zur Entscheidung dieser Frage zu lesen der s. Berliner Beyträge I. S. 279. Justi ökonomische Schriften II. S. 486. Neue ökonom. Nachr. III. S. 82. Oekonom. Nachr. III. S. 324, 398, 475, 749, XV. S. 347.

Der fränkische Bauer sieht weniger auf die Schönheit — als auf die Tüchtigkeit der Pferde. Alle die eingebildeten Schönheiten und Fehler, die ihren Grund nur in der Mode haben, sind auch wenig erheblich in der Landwirthschaft! Im Durchschnitt ist der allgemeine Schlag, leicht, hochbeinigt und zum schweren Fuhrwerk ungeschikt; dieß ist bey alle dem nur vom Onolzbachischen zu verstehen, wo man die Einrichtung getroffen, das ganze Land mit Beschelern aus den Herrschaftlichen Stutereyen zu versehen; so daß der Bauer, seinen bestimmten Gesatz von jedem Sprung entrichten muß, und die Herr-

schaft des Verkaufsrecht, auf den Roßmärkten im Lande hat, da nun aber lauter englische Bescheler, oder solche ganze Pferde, die von Landstuten und englischen Hengsten gefallen — aufgelassen werden, so muß nothwendig der eigentlich ursprüngliche Landschlag nach und nach degeneriren, und so eine Art von Mittelschlag daraus entspringen, welcher lang und hochbeinigt, zum reiten und leichtem Fuhrwerk wohl tauglich, zur schweren Arbeit aber wenig brauchbar ist. Deshalb werden auch viele Pferde von den anspacher Unterthanen, aus den benachbarten Rothenburgischen und Würzburgischen gekauft. Die übrigen fränkischen Bauern, ersetzen ihren Abgang an Pferden, zum größten Theil ohne Ankauf, da sie meist Stuten zu Akkerpferden halten, und solche fast durch die Bank alle Jahr belegen lassen. Es ist aber nicht rathsam die Stuten jährlich tragen zu lassen. S. Oekonom. Nachr. III. S. 661. von Anlegung und Nutzung der Fohlenzucht. Oekonom. Nachr. XIII. S. 748. so ist auch die Gewohnheit mancher Bauern in hiesiger Gegend, nämlich die Stuten gleich nach der Begattung mit kaltem Wasser zu begießen,

oder sie zu erschrekken, und zu jagen — schädlich, wenigstens leistet sie nicht was sie leisten soll. S. Hannövr. Beyträge 1759.

Die Stuten werden in der Zeit der Trächtigkeit wenig bey der Arbeit geschont, sondern müßen fast bis auf den letzten Tag ihr bescheiden Theil arbeiten, nach der Geburth wird ihnen aber bey weichem und sparsamen Futter einige Ruhe zu Theil. Die Fohlen werden gemeiniglich nach fünf sechs bis sieben Monaten abgesetzt, und durch Kleye, Heu oder grünes Futter (welches sie schon unter der Mutter fressen lernen) von der Muttermilch entwöhnt. Gleich nachdem sie abgewöhnt worden, werden ihnen halftern angelegt, und so bringen sie bis in das zweyte, recht wenig bis in das dritte Jahr, ihre Tage auf der Weide zu. Zum größten Theil werden sie schon nach dem 2ten Jahr allmälich und mit Gelindigkeit zu ihrer Bestimmung abgerichtet. Was das Wallachen anlangt, so ist es schwer im allgemeinen zu bestimmen, wie früh oder wie spät der fränkische Bauer dazu schreitet; der eine läßt diese Operation noch ehe das Fohlen entwöhnt

wöhnt worden, ein anderer, wenn es ein Jahr alt geworden, ein dritter, wenn es schon einige Jahr zurükgelegt hat, vornehmen. Leztere ist zu gefährlich; im ersteren Fall bleiben sie gemeiniglich zu schwächlich; der mittlere Fall scheint aber der sicherste zu seyn. S. La Fosse hippiatr. pag. 304.

Bey der Stallfütterung füttert der Bauer seine Pferde vorzüglich mit Klee, Haber, (mit Dinkelspreuer und Hekkerling vermischt) und Heu. Was nicht solche Pferde sind, die Jahr aus Jahr ein auf der Straße sind, so bekommen die wenigsten Bauernpferde alltäglich Haber. Den ganzen Winter, und die meiste übrige Zeit — müssen sie sich mit Helmen (Heu und Stroh untereinander geschnitten) begnügen, nur in außerordentlichen Fällen, wo sie stark angegriffen werden, bekommen sie etwas Haber.

Viele — vorzüglich die Gärb und andere Müller, füttern Dinkelspreuer (die enthülßte Schale vom Dinkel) und Kleye nebst ein wenig Heu) mit ihren Pferden. Mit den Mutterpferden wird auch meist nach der Ge-

burth, um mehrere Milch herbey zu ziehen, eine Zeitlang Dinkel, statt Haber, oder mit diesem zugleich gefüttert.

Von der Gersten- Korn- und Weizenfütterung, weiß man — die höchsten Nothfälle ausgenommen — nichts in Franken. Die Gerste macht zwar dikke, aber kraftlose Pferde — und Korn und Weizen, werden selten auf eine unschädliche Weise, mit den Pferden verfüttert. Eine Abbildung unserer Häkkerlingslade, oder Futterbank, ist in Musco rustico I. S. 31. Fig. I. und X. S. 16. zu finden.

Das Schwemmen der Pferde, so nothwendig es auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit von vielen anempfohlen wird, s. Gesellschaftl. Erzählungen II. S. 129. ist nicht allgemein gebräuchlich in Franken. Was das Beschläg anlangt, so ist es den fränkischen Hufschmieden durchgängig zur Gewohnheit geworden, die Hufe zu tief auszuwirken — und dieß beschädigt die Füße auf eine unglaubliche Weise. S. Jeremias Britgeo Versuch einer genauen Zergliederung des Pferdefußes von Sind, Kunst Pferde zu zäumen und zu beschla-

schlagen. Zweyte Aufl. 8. Frankf. und Leipz. 1768. C. F. Webers Abhandlung von dem Bau und Nutzen des Hufes der Pferde und der besten Art des Beschläges. 8. Dresden 1774. S. Schrebers neue Cammeralschriften IV. S. 126. Abildgaard Unterricht von Pferden S. 175. Wider das Krippenbeißen, Koppen, Kökken, oder Aufsetzen, sind auch hier zu Land, alle bisher vorgeschlagene Mittel, z. B. die Reizensteinische Maschine, der Koppriemen und andere noch unwirksam befunden worden. Der fränkische Bauer, bedient sich durchgängig keines andern Geschirrs, als der Kumeten, worinnen die Pferde auch ungleich leichter als in den Sielen zu ziehen im Stande sind.

Die Errichtuug einer Pferdesterbekassagesellschaft, würde bey uns, gewiß eine sehr heilsame, und eines patriotischdenkenden Mannes würdige Unternehmung seyn. Die Sterbegesellschaften der Menschen, geben uns hinreichende Anleitung dazu, und nur Vorurtheile können uns davon abhalten, die Pferdesterbekassa — auf gleichen Grundsätzen zu errichten — wenigstens könnte das äußerliche das nämliche dabey seyn. Fragmente eines Plans zu einer Pferdesterbekassagesellschaft, s. Journal von und für Deutschland 4. Stük — 7. Jahrgang 1790. — —

Kap. II.

Von dem Rindvieh.

Da wo Instinkt, ein Führer der nicht irrt,
Mit Kraft sich äußert, mag etwas gewisser
Der Pabst und ein Concilium entscheiden? — —
Gieb Acht, wie regelmäßig und einstimmig sie
Je bey dem vierten Mundvoll stets
Ihr täglich Futter käuen. Ob es sey,
Durch schnellen Wechsel den entschlafften Gaum
Zu reitzen, oder naher Krankheit
Vorzubeugen, ist zu wissen schwer.

Daß man auch das Rindvieh mit größerem Vortheil zuzieht als ankauft, und in der Entfernung von Städten, mehr auf die Ochsenzucht, als auf Milchvieh halten muß — weiß der fränkische Bauer aus Erfahrung — und thut auch getreulich darnach. Eine Lehre, die uns von dem praktischen Landwirthen, und von allem gründlich-

lichdenkenden ökonomischen Schriftstellern, einmüthig zu gerufen wird. S. Schlesische ökonom. Sammlung I. S. 402. und 419. Oekonom. Nachr. I. S. 430. II. S. 133. V. S. 775. Journal oeconomique 1759. p. 248. 446. Maniere d'elever et de nourrir les boeufs et les vaches. Ekkhardts Oekonomie S. 128 - 185. J. W. Hönerts Beyträge zur Landwirthschaft. 8. Bremen 1771. Physik. ökonom. Bibl. III. S. 54. Le parfait bouvier Leopolds Landwirthschaft S. 360.

Was den Einkauf und die Nachzucht des Viehes anlangt, so herrscht in diesem Betref allenthalben unter den fränkischen Bauern eine Mode, die sich auf die Farbe des Viehes erstrekt, und die immer in einigem Betracht, von der Mode ihrer entfernten Nachbarn, wenigstens um etwas abweigt. Sie von der einmal angenommenen Lieblingsfarbe ihres Orts ab, und ihnen ein Stük Vieh anderer Farbe beybringen zu wollen — würde eine fruchtlose Bemühung seyn. So sieht man z. B. in einem Umkreis von mehreren Dorfschaften, nichts als rothes Vieh mit weissen Blassen — und in einer andern Gegend wieder lauter Schekken u. s. w. Die Farbe der Haare, kann mithin den

Werth eines Stük Viehes in dieser Gegend, oder in dieser Ortschaft erhöhen, und in jener verringern. Es ist aber sehr irrig geschlossen, wenn man aus der Farbe der Haare, das ganze Naturell des Viehes errathen will. In so weit bestätigt zwar die Erfahrung den Satz s. Bekmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft daß überhaupt alle Thiere, bey der Gleichheit der übrigen Umstände, desto stärker, und von desto dauerhafterer Gesundheit sind, je mehr sich ihre Farbe, der Farbe ihrer Wilden nähert. Vornämlich bemerkt man dieß bey den Pferden, beym Rindvieh, bey den Schweinen und Gänsen. Die weisse Farbe deutet gemeiniglich eine Schwäche an. Sie entsteht bey vielen Thieren, nach heftigen Krankheiten, nach früher Verschwendung der Zeugungskräfte, im Alter, im Winter nach der Verschlimmerung der Nahrung; und Verwundungen verursachen, wenigstens auf lange Zeit, weisse Flekken. Vom Rindvieh stirbt das weisse, nach den in Italien und England gemachten Beobachtungen, zu erst und am zahlreichsten an der Seuche. Merkwürdig ist: daß anomalisch weisse Thiere gemeinig-

meiniglich rothe, oft sehr schwache Augen haben, und zuweilen blind sind; sogar findet sich dieses bey den Albinos oder Nachtmenschen. Von Heusaamen, oder Leindotter und andern übermäßig nahrhaften Futter, bekommen einige Vögel eine anomalisch schwarze Farbe, und diese erstikken oft in ihrem Fett.

Beym Einkauf der Kühe sieht der fränkische Bauer, nicht sowohl auf die Größe derselben, als auf die Menge der Milch, und auf die Beschaffenheit der Euter, ob solche mit allen 4 Strichen Milch geben? — Die wenigsten nehmen beym Einkauf des Rindviehs (im Betref des Alters, so wie es Büffon lehrt, s. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. S. 259. Leipziger Ausgabe II. S. 234.) auf die Wechslung der Zähne, oder auf die Beschaffenheit der Klauen und Stimme Rükksicht, noch weniger wissen sie das Alter, nach den Ringen der Hörner zu bestimmen (indem man die Spitze derselben, bis an den ersten Ring) für 3 Jahre annimmt, und alsdann für jeden folgenden Ring, ein Jahr rechnet. Hönert

nert aber versichert S. II. daß die Ringe blos andeuten, wie oft eine Kuh gekalbt habe.

Beyde Geschlechter werden, mit weniger Ausnahme, fast durchgängig — sobald sie zur Fortpflanzung geschikt sind, das heißt gleich mit dem zweyten Jahr, zur Zucht gelassen. Ohnstreitig aber würde es besser seyn, und nicht wenig zur Beybehaltung guter Raçen, und zur Erhaltung der Gesundheit beytragen, wenn man sie diesem Trieb der Natur nicht vor Ausgang des dritten Jahrs folgen ließ. Die Auswahl der Zuchtochsen (nach fränkischer Mundart: Hummel, Bullen) hängt lediglich von der schon angeführten Mode jeder Ortschaft ab. Jede Gemeinde hält nach Beschaffenheit ihrer Heerde, ein auch zwey Stükk, die von einem oder dem andern in der Gemeinde erhalten, und diese wiederum von der übrigen Gemeinde dafür entschädigt werden. Fast durchgängig ist die Einrichtung getroffen: daß denjenigen Mitgliedern aus der Gemeinde, auf welchen die Befugniß liegt — den Stammochsen halten zu müssen — der Genuß eines Grundstükks z. B. einer Wiese

da-

dafür zu Theil wird (daher die fast in allen Ortschaften gebräuchliche Benennung, der Hummel- Bollen- oder Bullen- und Ochsenwiesen.) Ein solcher Hummel muß eine Heerde von 20, 30 und auch mehreren Kühen, wohl bis in das neunte Jahr und darüber versehen. Wenn er in gutem Futter steht, so kann er sich natürlicherweise länger conserviren, und vermögender beweisen, als wenn dieß der Fall nicht ist. S. Allgem. Haushalt. und Landwissenschaft I. S. 735.

Nach erschöpften Kräften wird er verschnitten, und entweder noch einige Jahre zum Akkerbau gebraucht — oder sogleich geschlachtet. In manchen herrschaftlichen Meyereyen (im Anspachischen und Schwarzbergischen z. B. wird auch das Rindvieh von Zeit zu Zeit, durch ausländische Stiere (sonderlich durch Schweizerstiere) verbessert. Daß uns aber das kleine Vieh (nämlich ein Mittelschlag, oder vielmehr unser Landschlag) bey weitem nicht so hoch in der Fütterung, als das große Schweizervieh zu stehen kommt — ist eine ausgemachte Arbeit — so wie auch: daß Fleisch vom klei-

nerem Rindvieh — ungleich schmakkhafter, saftiger und mithin auch gesünder, als von den großen Schweizerochsen ist. S. Medizinische Polizey von Franken.

Die Kühe werden in der Zeit der Trächtigkeit mit vieler Sorgfalt gewartet, das heißt: sie bekommen zwar in der ersten Hälfte ihrer Trächtigkeit und noch darüber, gleiches Futter mit den übrigen Kühen, wenn es aber auf die letzten 6 bis 8 Wochen zu geht, so werden sie nicht mehr gemolken, und bekommen nebst ihrem gewöhnlichen Futter alltäglich Getreyd (Dinkel, Wikken oder allerley Aesterich) zur Nachzucht, werden die stärksten und gesündesten Kälber, im Frühjahre Herbst und Winter (wo kein Ungeziefer vorhanden ist) wenn sie 4 bis 5 auch oft 6 Wochen gesoffen, von solchen Müttern abgebunden, welche nicht Erstlinge, sondern vom mittlerem Alter sind. Man gewöhnt sie mit Brod, geschnittenen Erdäpfeln — Rüben und dergleichen mehr ab. Hin und wieder wird das Vieh nur Abends — hin und wieder aber auch Mittag und Abends eingetrieben. Es wird ja

end-

endlich auch einmal in Franken zur allgemeinen Stallfütterung kommen; denn alle Zweifel und Schwierigkeiten, die man bey der Stallfütterung zu finden meynt, lassen sich durch Gründe und vieljährige Erfahrung völlig widerlegen. S. Physik. ökonom. Bibl. I. S. 411. 536. III. S. 397. IV. S. 311. V. S. 145, 582. Wenn sie auch mehr Wartung erfodert, so gewinnt man dabey doch am Futter, an der Milch, am Dünger, und sichert das Vieh wider viele Krankheiten, vornämlich wider die Seuche. S. Hannöverisches Magaz. 1764. S. 682. Phiffeli Briefe über die Stallfütterung, 8. Bern 1774. Physikal. ökonom. Bibl. V. S. 582. Von Schönfeld Landwirthschaft S. 235. Schriften der pfälzischen ökonom. Gesells. 1769. S. 174. und 1772. S. 224.

Merkwürdig ist das Beyspiel, welches Herr Bekmann von Bremen anführt. „Die Landwirthe, welche sich auf dem urbar gemachten Moorn, im Amte Lilienthal, angebaut haben, haben keine Weiden, sondern sind zur Stallfütterung gezwungen. Die Neubauern in den Aemtern Osterholz und Ottersberg, haben Weiden; aber 8 Kühe auf ihren Gemeindeweiden, geben nicht so

viel Milch und Butter, als 3 Kühe im Lilienthalischen Anbau." Ich darf nicht unangemerkt lassen, daß — ohnerachtet der Weidgang im Allgemeinen uoch nicht abgeschaft ist — bey alle dem schon viele Herrschaften und ganze Ortschaften — eine rühmliche Ausnahme von der Regel gemacht — und bey einem beträchtlichen Futterbau, die Stallfütterung aus eigenem Antrib eingeführt haben. Was die Winterfütterung anlangt, so bekommen die Ochsen, so lange sie müßig stehen, gleich dem Geltevieh meist den ganzen Winter hindurch nichts anders als Stroh — nämlich — Haber- Gersten- und Wikken- auch Weizenstroh; wenn sie aber Fuhren zu thun haben, Helmen (Stroh und Heu durcheinander geschnitten;) und wenn es im Frühjahr auf's Göbern, und auf die Habersaat zu geht, und währender Habersaat — langes Futter (Heu) auch hin und wieder etwas Haber.

Die Kühe und Kälber bekommen Ohmet, Erdäpfel, Ranges (Burgunderrüben) Eingemachtes, die Abgänge vom Kraut (die wie das Sauerkraut zu diesem Behuf ein-

ge-

gemacht, und in Weingegenden auch hin und wieder mit Weintröstern vermischt werden, Dieses alles, wird mit Helmen und Siede vermischt — in Stopftrögen durcheinander gestoßen — und den Kühen der Art vorgelegt.

Jenes Eingemachte wird gierig von den Kühen verschlungen, ist ihnen auch sehr gesund — und bewahrt sie wieder manche Fäulniß, da hingegen andere Praeservation öfterer zu schaden, als zu nutzen pflegen. Das darauf verwendete Salz, wird dadurch wieder ersetzt: daß man bey Fütterung dieses Eingemachten, den Kühen den ganzen Winter hindurch, so lange man nämlich davon füttert, sie bekommen aber nur wenig auf einmal davon, daß man ihnen weiter kein Salz zu geben braucht.

In ganz Franken, weiß man nichts von der leidigen und schädlichen Gewohnheit: das Getränk für's Vieh in den Ofenblasen der Gesindstuben zu erwärmen; und wenn die Kälte auch noch so streng ist, so wird bey alle dem das Vieh an die Tränk-

pläße getrieben, nur wäre zu wünschen: daß es täglich mehr als zweymal geschehen möchte, denn die Milchkühe zumal, müssen — wie die Ammen oft trinken, daher auch die Holländer (deren Viehzucht doch nicht zu verachten ist) Wassertröge neben die Bahren stellen, und solche beständig voll erhalten.

Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Melken, welches gleichfalls durchgängig nur zweymal geschieht — und doch rathen Erfahrung und physikalische Gründe an, die Kühe täglich 3mal zu melken, und dieß ist die ersten 4 Monate nachdem sie gekalbt haben, doppelt nothwendig. So hat der Herr von Pfeiffer in seinen treflichen kammeralistischen Werken, den Nußen und die Nothwendigkeit des dreymaligen Melkens — durch physikalische Gründe überzeugend dargethan.

Die Milch wird in irdenen Geschirren (welches die sichersten und bequemsten Gefäße dazu sind) in Kellern oder Kammern, wo man den zur Absonderung des Raums,

nö-

nöthigen Grad der Wärme erhalten kann) aufgehoben. Die Zerbrechlichkeit des irdenen Geschirrs und Steinguths — hatte mich vor Zeiten einmal im Unwillen dazu verleitet, den hölzernen Milchgefäßen den Vorzug vor jenen zu geben. Die natürliche Folge meines Unwillens war aber: daß ich in selbigem (welches dem Psicholog ganz begreiflich seyn wird) die Dinge nur halb, gebrochen und verstellt, kurz! aus einem ganz falschen Gesichtspunkt gesehen, bis ich durch eine Recension der allgemeinen Litteraturzeitung, eines besseren belehrt, und durch überzeugende Gründe überführt worden bin: daß die Milch in irdenen Geschirren kälter steht, nicht so geschwind als in hölzernen sauer wird, und daß noch überdieß die hölzernen Geschirre, dem Raum und der Butter einen widrigen Geschmak mittheilen. Diejenigen irdenen Gefäße nun, deren man sich hier zu Land zur Aufbewahrung der Milch bedient — sind nur zu einem schwachen Grad der Verglasung gebracht. Dieses ist auch nothwendig, denn ein stärkerer Grad der Verglasung, könnte der Gesundheit (wenn die saure Milch lang in solchen

Gefäßen aufbehalten wird — leicht schädlich werden. S. Medizinische Polizey von Frank.

Der fränkische Bauer verbraucht ausserordentlich viele Milch in seine eigene Haushaltung, denn seine gewöhnlichste und beliebteste Kost, besteht in Milchspeisen. Fast bey jeder Abendmahlzeit giebt es süße oder saure Milch.

Das Buttern, geschieht fast durchgängig, in stehenden Butterfäßern, welche unten weit und oben etwas enger sind, worein eine Stürze genau eingepaßt ist, wodurch ein Loch geht, daß nur der Stiel, woran unten eine Scheibe mit Löchern ist, die in die untere Weide des Fasses paßt, auf und niedergehen kann. Auch findet man hin und wieder in einigen Wirthschaften länglichtrunde Butterfäßer, welche auf beyden Seiten mit Böden versehen sind und wie eine Biertonne aussehen und auf einem Gestelle liegen, in welche der Raum oben durch ein vierekkigtes Loch, in welches ein Dekkel genau paßt, eingeschüttet, und durch eine Welle, welche durch das Faß geht, und mit vier durchlö-

cherten Flügeln versehen ist, vermittelst des Drehens in Bewegung gesetzt wird. Dann bedient man sich hin und wieder noch einer dritten Methode auszubuttern — wo zu beyden Seiten des erst beschriebenen gewöhnlichen und ganz einfachen Butterfasses, zwey Säulen in die Höhe gehen, und oben eine Welle mit Zapfen eingelegt, in diese Welle aber ein Holz die Länge herunter eingemacht und mit einem Handgrif versehen ist, wo diejenige Person, die buttern soll, mit beyden Händen angreift, zugleich aber ein dergleichen Holz in die Welle eingezapft ist, das in die Queere geht, woran der Butterstämpfel vermittelst einer Spindel, damit sich selbige bewegen kann, befestigt wird, und wo eine Person eine ziemliche Menge Butter in einigen Stunden schlagen kann.

Vom Käsemachen, weiß der fränkische Bauer wenig oder gar nichts; wenigstens hält er es für vortheilhafter, die Abgänge der Milch — zur Fütterung der Schweine zu verwenden. Anweisungen zum Käsemachen findet man in Memoire sur le fromage de Roquefort par M. Marcorelle Allgem. Magaz. XII.

S. 68. Ephemerides du citoyen 1770. 2. p. 91. Memoire contenant une methode pour faire du bou beurre, pour le saler et pour faire du fromage a la maniere des habitans de la Brie. Abhandl. der schwed. Akademie IV. S. 154. Bereitung der holländischen Sußmilchkäse.

Entweder werden die Kühe, wenn sie 12 Jahr und noch älter sind, mager verkauft, oder zum eigenen Verbrauch gemästet. Die Ochsen werden gleichfalls wenn sie 10 bis 12 Jahr alt sind und ausgedient haben, gemästet. Dieß findet aber nicht im Allgemeinen Statt; denn die meisten fränkischen Bauern gehen in diesem Betref der Art zu Werke: sie kaufen im Frühjahre geringe, dritthalb bis dreyjährige Ochsen, verrichten das ganze Jahr hindurch ihr Feldgeschäft' damit, und verkaufen solche nach verrichteter Arbeit, wenn es auf den Winter zu geht, um ein Namhaftes theurer als ihnen deren Ankauf zu stehen gekommen.

Die Stiere, oder männlichen Kälber, werden theils Orten, während sie noch saugen, theils Orten in dem Alter von 1/4 1/2 auch an einigen Orten erst, wenn sie ein gan-

ganzes Jahr alt sind, verschnitten. Einige sind der Meynung: die Ochsen bekämen dikke ungestaltete Köpfe und schlechte Hörner, wenn sie zu spät verschnitten werden, andere nehmen es wiederum für eine Gewißheit an, daß diejenigen Ochsen, die in ihrer Jugend zu bald verschnitten werden — klein und schwach bleiben. Hier ist — wie schon gesagt! die Mittelstraße die beste. In medium tenuere beati!

Die Stiere (verschnittene Ochsen) werden, wenn sie 2 oder 2 1/2 Jahr alt sind — mithin durchgängig zu früh eingewöhnt Man spannt sie zu diesem Behuf, anfänglich zu einem schon gewöhnten Zug Ochsen, bis sie einige Subordination anerkannt und gelernt haben, sich in ihr Joch zu schmiegen. Die Ochsen werden durchgängig in halb und ganzen Jöchern an den Hörnern eingespannt. Hin und wieder werden sie im Stall mit Ketten an den Hörnern, zum größten Theil aber um den Hals angelegt.

In der Mastung werden die Ochsen ruhig, warm und reinlich, und die Lust zum

Fres-

Fressen wird ihnen dadurch erhalten, daß sie nicht viel auf einmal, aber desto öfter, und jedesmal nahrhaftes Futter, nämlich Trebern, Haber, Gersten- und Wikkenstrohhelmen — Erdäpfel — Saubohnen u. dgl. m. erhalten.

Was die Rindviehseuche anlangt, so hat sich auch hier zu Land, noch keine von denen verschiedentlich dazu angegebenen Ursachen bestätigt — so wenig als eine von den unendlich vielen vorgeschlagenen Arzeneyen, durch die Erfahrung bestätigt worden wäre. Das einzige uns bekannte zuverläßige Gegenmittel wider dieses Unglük, ist das nämliche, wodurch sich die Republik Bern dagegen gesichert, und wodurch man ehemals ganz Europa von der Pest befreyt hat — die allerstrengste Sperrung. — — —

Ehe ich diesen Abschnitt beschließe — will ich erst noch ein paar Worte, über die fränkischen Rindviehställe sagen. Die mehr und minder fehlerhafte Anlage — Einrichtung und innere Beschaffenheit eines Stalles — wirkt eben so gewiß auf die Gesundheit

heit des darinnen befindlichen Viehes, als es gewiß ist: daß eine eingeschlossene dikke und mit gröberen Lufttheilchen angeschwängerte Stubenluft — der Gesundheit des menschlichen Körpers Nachtheil bringt. Der Wohlstand und das gedeihliche Wachsthum des Viehes, hängt nicht nur, von einer zwekgemäsen Wartung und Pflege, sondern auch von dem Grad der mehr und minder reinen und gesunden Luft ab, welche es im Stall einathmet. — Eine zwekgemäsere Einrichtung und innere Anlage der Rindviehställe in unserem Frankenland — möchte daher wohl — nicht ohne Grund — unter die nothwendigen Veränderungen, und nüzlichen Verbesserungen zu zählen seyn, und ein merkliches zur Verbesserung der Viehzucht beytragen. Man findet wahrhaftig! im Durchschnitt ausserordentlich wenige Rindviehställe in Franken, deren innere Einrichtung, man füglich zwekgemäs zu nennen im Stande wäre. Es sind meist niedrige, enge und dumpfe Höhlen, wo das Vieh gedrängt aufeinander steht, und gänzlich — wegen Mangel der erforderlichen Luftzüge außer Stand ist: frische und reine Luft einathmen zu können. Der dikke

in die Höhe steigende Brutel, die Ausdünstung des Viehes findet keinen andern Ausweg, als allenfalls — durch die Zwischenräume der beschädigten Dekke, in den darüber befindlichen Futterboden. Dem darauf liegenden Futter, muß dadurch nothwendig — wenn auch nicht seine gänzliche Brauchbarkeit, doch wenigstens ein beträchtlicher Theil seiner Güte entzogen werden.

So zwekgemäs und — fast möchte ich sagen unumgänglich nothwendig, eine Abänderung oder Verbesserung in dieser Rüksicht ist — so thöricht würde es doch auf der andern Seite seyn; irgend einem Landwirth zumuthen zu wollen: seinen Futterboden deshalb unbenuzt stehen lassen, und an einen dazu schiklichen Ort, einen neuen zum Gebrauch aufbauen zu sollen. Wir brauchen aber auch unsere Zuflucht nicht zu gleichen Extremen zu nehmen — deren Ausführbarkeit fast unmöglich — denn dieß Uebel läßt sich ohne alle Schwierigkeiten, und mit dem mindesten Kostenaufwand heben — nehmlich durch Luftzüge oder sogenannte **Dunströhren.** Sie sind umgewandten Trichtern gleich, unten weit, oben

oben eng, so daß die untere geräumige Mündung oder Oefnung — die innerhalb des Stalles befindlich — viel von dem erhizten Stallbrutel mit einemmal aufzunehmen im Stand ist — welcher Brutel — durch die außerhalb des Stalles befindliche engere Mündung oder Oefnung der Röhre ausströhmt. Die außerhalb des Stalles befindliche Oefnung der Dunströhre, muß deshalb enger oder kleiner, als die innere im Stall befindliche Mündung seyn, damit der Druk der Luft von außen die Ausdünstung des Viehes nicht zu Boden drükke — und dessen Ausströhmung verhindern. Auf dem Guth des verstorbenen Schubart von Kleefeld zu Würchwiz in Sachsen, habe ich gleiche Dunströhren gesehen, die meines Erachtens! noch vollkommener als die schon beschriebenen sind. Sie sind in der Mitte mit einem Knie oder Buge versehen, nehmlich in einer Krümmung zum Dach hinaus geführt, so daß die beyden Mündungen in einem rechten Winkel zu stehen kommen, oder einen Triangel ausmachen. Dadurch wird die Ausströhmung des Stallbrutels erleichtert, und der Druk der Luft von außen verhindert. Innerhalb

des Stalles, ist an der geräumigen oder weiten Mündung der Dunströhre, eine bewegliche Klappe mit einem Zug angebracht, welche man bey allzustrenger Kälte, oder stürmischer Witterung schließen, und nach Befinden der Umstände, folglich wieder öfnen kann.

Hier ist was ein bewährter ökonomischer Schriftsteller über diesen Gegenstand sagt: „Dunstschornsteine sind in den Ställen äusserst nothwendig, um die häufigen dem Vieh ungesunden und zu Krankheiten Anlaß geben, den Dünste vom Urin und Koth, ausführen zu können. Ich rathe einem jedem Landwirth wohlmeynend an, sich dergleichen Dunstschornsteine in seinem Stall machen zu lassen, oder selbst zu machen, weil sie sehr leicht zu verfertigen sind, denn es ist nicht etwa nöthig, daß man sie von Steinen aufführen lasse, nein! sondern man kann dieselben folgender gestalt von Bretern verfertigen: man nimmt 4 Breter, welche doch wenigstens die gewöhnliche Bretbreite haben müßen (sind sie etwa breite wie gewöhnlich, desto besser) und diese 4 Breter nagelt man recht gut zusammen, so ist der

Dunst-

Dunstschornstein fertig. Nunmehro muß in der Dekke des Stalles ein nach Verhältniß der Gröse dieses Schornsteins gehöriges Loch so angebracht werden, daß dieser aufzusetzende breterne Kasten, auf allen 4 Seiten über das in die Dekke des Stalls gemachte Loch noch etwas übertrete, und alsdann oben herum mit Leisten gut vermacht, oder überhaupt gut und fest auf dem Boden des Stalls befestigt werde, damit an den Seiten der Zugröhre, keine Dünste aus dem Stall auf den Boden kommen können, sondern alle wie es sich gehört, durch diese Röhre ausgeführt werden, damit man oben über den Ställen, Futter hinlegen könne, ohne daß dasselbe, durch die unreinen Stalldünste, verdorben werde. Inwendig im Stall, sucht man nunmehro unter dieser Zugröhre oder Dunstschornstein, einen ordentlichen Schieber anzubringen, damit man denselben beständig, oder vielmehr, wann es im Winter nöthig ist, auf- und zuschieben könne; denn im Sommer läßt man diese Dunstschornsteine Tag und Nacht offen, im Winter hingegen kann man sie, wenn man will, des Nachts bey groser Kälte zumachen.

Dergleichen Dunstschornsteine, bringt man nun, nach der Gröse seines Rindvieh- oder Pferd- auch Schaafstalls, einen, zwey auch mehrere an. Zur Vorsorge, damit es nicht in die Ställe regnen könne, macht man auf diese Dunstschornsteine, welche über das Dach hinaus reichen müssen, ein kleines Dach, das aber auf zwey Seiten offen seyn muß, damit die Dünste hinaus, der Regen aber nicht herein kommen könne.

„Der Nutzen dieser Dunstschornsteine, wird gewiß jedem nicht mit Vorurtheilen eingenommenen Landmann in die Augen leuchten, indem er wohl glauben wird, daß die vielen in den Ställen sich aufhaltenden Dünste, dem Vieh unmöglich gesund seyn können, sondern hieraus viele Krankheiten beym Vieh entstehen müssen.“

Beyspiele und Thatsachen empfehlen sich von selbst — finden auch mehr allgemeine Aufnahme, und reitzen mehr zur Nachahmung, als blose Regeln und Vorschläge, deren Anwendbarkeit noch nicht gehörig durch Beyspiele erwiesen ist. Ich glaube deshalb

keine

keine vergebene und hier am unrechten Ort angebrachte Arbeit zu unternehmen, wenn ich einen Rindviehstall beschreibe, den ich vor einiger Zeit ohnweit Darmstadt zu Dibburg (ein beträchtliches Guth welches dem französischen Gesandten von Großschlag zugehört) gesehen, dessen innere Einrichtung alle Ställe die mir je zu Gesichte gekommen, an Vollkommenheit übertrift, und in aller Rüksicht, als Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient: Er macht ein längliches Vierek aus, stößt an den schmälsten, an den beyden Endseiten, an andere Gebäude an, und die beyden übrigen, als die längsten Seiten, liegen nach Morgen und Abend. Er enthält vier Abtheilungen, so daß er gleichsam vier besondere Ställe ausmacht. Jede Abtheilung macht einen Futtergang aus, der von vorn und hinten, mit einer Thür versehen ist. Diese Thüren von eichenen Bohlen, werden im Sommer ausgehoben, und an deren Statt, leichte Rahmen eingehängt, auf welchen ein leinenes Tuch ausgespannt ist. Zu jedem Futtergang, ist oberhalb an der Dekke, eine Oefnung angebracht, aus welcher das Futter täglich von dem Boden herabgeworfen wird.

Aus jedem Futtergang kann man zu beyden Seiten dem Vieh sein langes Futter in die Raufen und sein kurzgeschnittenes Futter — vermittelst einer beweglichen Klappe, die ein paar eiserne Bänder und oben einen Riegel hat, in den Bahren legen. Diese Klappe macht die Seitenwand des Bahren, nach dem Futtergang zu, aus. Die Bahren, Tröge, oder Krippen, sind von Stein, und von einander abgesondert, so daß jedes Stük Vieh, seinen besondern Bahren hat, der noch überdieß, durch ein Bret auf beyden Seiten, welches aber nicht breiter als der Bahren selbst ist, mithin keinen Stand ausmacht, von dem andern abgesondert ist. Der Stall ist durchaus mit Quadersteinen gepflastert, und jede Abtheilung zwischen zweyen Viehreihen, mit einer Hauptabzugrinnen versehen, welche — alle von beyden Seiten abfließende Jauche aufnimmt, und in eine ausgemauerte Grube außerhalb des Stalls, ohnweit der Miststätte geleitet ist. Die Stände sind nach dem Bahren zu erhöht. Die Höhe des Stalles beträgt mehr als 18 Fus. In jeder Abtheilung sind zwey Dunströhren, die auf der entgegen gesezten Seite, einander gegenüber stehen,

hen, angebracht. Dieser ganz kurz beschriebene Stall — hat gegen die unsrigen hier zu Land — folgende Vorzüge (die vortheilhafte Lage gegen Morgen und Abend ungerechnet) 1) können die Ausdünstungen des Viehes, den Geschmak des Heues oder überhaupt Futters, nicht verderben, da hinreichende Dunströhren, oder sogenannte Schwedenfänge — zur Abführung der Ausdünstungen im Stall angebracht sind. (Wenn man auch dem Landmann den unvernünftigen Rath geben wollte: den Raum über den Ställen unbenuzt liegen zu lassen — wie sollte er denn das Vieh gegen die Kälte schützen — wo sollte er sonst Plaz zur Aufbewahrung des Futters hernehmen? —) 2) kann vermittelst der so weislich und zwekgemäß angebrachten Futtergänge, wenig oder gar kein Futter verlohren gehen, welcher Verlust in allen Ställen unvermeidlich ist, wo man, mit dem Futter auf dem Arm, von hinten bey zu gehen, und es dem Vieh der Art vorzuwerfen genöthigt ist. So oft sich das Vieh mit dem Kopf herum dreht, um nach dem Futter zu langen, so oft bleibt auch etwas davon auf den Hörnern hangen, welches sodann auf die Streue fällt, und

nicht mehr vom Vieh genossen wird. Uiberdieß sind die Fälle nicht selten — (zumal da, wo das Vieh gedrängt aufeinander steht — daß die Kühe und Ochsen, durch die schnelle Bewegung ihres Kopfes, nach dem vorgehaltenen Futter — Knechte und Mägde schon gefährlich mit ihren Hörnern verwundet haben. 3) Kann das Vieh Jahr aus Jahr ein, trokken auf seiner Streue stehen, da gehörig für Abzugrinnen, und Hinwegschaffung der Mistjauche gesorgt ist, welche — wenn sie — wie es der Fall fast allenthalben in den Ställen hiesiger Gegend ist — im Stall stehen bleibt, nicht nur die größte Unsauberkeit verursacht, sondern auch — Anlaß zu großen und schweren Viehkrankheiten giebt. 4) Verdienen einzelne steinerne Tröge, in aller Rüksicht den Vorzug — gegen die langen hölzernen Bahren aus einem Stük — wo mehrere Ochsen oder Kühe zugleich daraus fressen. Sie sind dauerhafter als diese, und lassen sich auch eher sauber und reinlich erhalten. Wenn jene hölzerne Bahren, auch noch so fleißig gesäubert werden, so bleibt doch nicht selten, etwas weniges in den Zwischenräumen des Holzes zurük, welches nach der Zeit sauer

er zu werden anfängt, und jedem andern Futter, einen säuerlichen Geschmak mittheilt. Zu Frankenberg, wo ich mich ehemahls aufgehalten — haben wir alle Jahre **Eingemachtes** gefüttert, nehmlich ein Gemisch' von Weintröstern, Kraut und Salz, welches — gleich nachdem die Trauben im Herbst ausgekeltert sind — lagenweis in die schon geleerten Weinkufen kömmt, und bis Ostern darinnen stehen bleibt. Dieß Futter z. B. schikt sich ungleich besser in steinerne, als hölzerne Bahren. Die Absonderung der Tröge von einander, ist deshalb Empfehlungswerth — weil solchergestalt, kein Stük Vieh bey der Fütterung zu kurz kömmt, da doch eins vor dem andern, entweder gierig oder langsam frißt. Leztere kommen bey den unabgetheilten Bahren natürlicherweise immer zu kurz. Dieß und noch das dabey vorkommende stoßen, wenn eins des andern Futter zu entziehen sucht, wird dadurch vermieden. 5) Ist die beträchtliche Höhe des Stalles, der Gesundheit des Viehes angemessen und zuträglich. Im Sommer ist es nicht so brennend warm darinnen, wie in andern niedrigen Ställen, wo gleichsam jedes Stük Vieh, des

andern Ausdünstung auf der Stelle einathmen muß — und im Winter kann man bey alledem, durch gehörige Verwahrung der Thüren, Fenster und Zuglöcher — den erforderlichen Grad der Wärme darinnen erhalten.

Schlüßlich will ich nur noch hinzufügen: daß mich schon der Anblik des darinnen befindlichen Viehes, von der Güte und inneren Vollkommenheit dieses Stalles überführt hat — denn ich glaubte das schönste Schweizervieh zu sehen — mußte aber zu meinem grösten Erstaunen hören: daß es lauter selbst erzogenes Vieh sey, welches bey der Klee und Stallfütterung, so auffallend an Größe und Stärke — gegen das übrige Landvieh — zugenommen.

Kap. III.

Von der Schaafzucht.

(Sie durch der Menschen harte Hand, die sie oft grausam und unwissend von der Spur entfernt, wohin ein heiliger Instinkt sie sicher führte, von dem Pfade der Natur getrieben, haben ihren Lehrer in sich selbst, der Futter und Arznei sie sicher kennen lehrt und brauchen.)

Den fränkischen Schäferey Einrichtungen, geht es beynahe wie gewissen Büchern, von welchen man sagt: daß sie unter der Critik sind — sie taugen schlechterdings nichts — und leider! ist der gemeine Landmann außer Stand — den Schäfereyen ihre wahre Ge-

stalt zu geben, dieß muß von höhern Orten kommen. — Die Schaafe werden noch viel zu früh' auf die Weiden getrieben — sie müssen manches Insekt hineinfressen, schädliche Thaue mit ihrem Futter zu sich nehmen, u. dgl. m. Während der Mittags oder Ruhestunde, werden sie im Sommer auch in den schwülsten Tagen — nicht etwa an schattige Orte — unter Bäume oder sonst wohin — getrieben — sondern bleiben auf freyem Feld, den brennensten Sonnenstrahlen ausgesezt, und werden noch überdieß (da der Pferglohn in den Mittags oder Ruhestunden ein Accidenz der Schäfer ist — ganz eng zusammen in Horden getrieben. So tadelhaft die Behandlung der Schaafe ist — eben so tadelhaft ist auch die Wissenschaft der Schäfer. „Es sind — wie ein bewährter Schriftsteller sagt — privilegirte Volksdiebe, die blos in den Künsten und Pfiffen, womit sie den grossen Haufen um die Früchte seines Schweißes bringen, einige Funken von Vernunft zeigen, und so innig von der Giltigkeit ihres Anspruchs auf die Wolle ihrer anvertrauten Schaafe überzeugt sind, daß sie ihnen dieselbe,

sie, samt der Haut vom Leibe reissen, wenn be sich nicht gutwillig scheeren lassen." —

Unter den fränkischen Landgütern, giebt es deren nur wenige, welche nicht das Recht der Hütung auf die benachbaarten Gemeind und Braachstükken, und zugleich auch sehr entfernte Aekker hätten, deren unmittelbare Düngung zu beschwerlich ist — und für solche Oekonomiegüther, macht bekanntlich die Schäferey, einen ganz unentbehrlichen, und unumgänglich nothwendigen Wirthschaftszweig aus. S. Leipz. Samml. III. S. 97. — Geutebrük I. S. 35. (Wo von der Vergleichung der Schaafzucht mit der Rindviehzucht, und von den Umständen, unter welchen eine von beyden vorzuziehen sey — gehandelt wird) F. W. Hastfers Goldgrube eines Lands, oder von Verbesserung der Schaafzucht Koppenhagen 1756. 8. C. A. Geutebrüks gesammleter Unterricht von Schaafen und Schäfereyen Leipz. I. 1766. II. 1767. Linnei amoen. academ. IV. p. 169. Schrebers neue Cameralschriften X. S. 182.

Im

Im ersten Jahr heißt hier zu Land das Schaf ein **Lamm**, im zweyten Jahr ein **Jährling**, und im dritten ein **Vierschaufler**. Das männliche Geschlecht, wenn es so alt geworden: daß es die Heerde bedienen kann, heißt **ein Stöhr**. Ein Schaf was tragen kann, heißt ein **Heitschaf**, und vom dritten bis siebenden und achten Jahr eine **Schafmutter**. Wenn letztere zwey Jahr alt sind, so werden ihnen um Michaelis die Stöhre zugesellt, welche außerdem mit den Jährlingen, Hämmeln (oder Vierschauflern) getrieben werden. Im Durchschnitt, werden immer 30 Mutterschafe und darüber auf einen Stöhr gerechnet. (Bey spährlicher Weide, ist dieß Verhältniß freylich eben so übertrieben, als es bey voller und nahrhafter Weide, in seinen Schranken ist. In medium tenuere beati! Die Schäfer weigen im Betref der Zeit — die Stöhre unter den Haufen zu stoßen — sehr von einander ab; der eine thut es mit Michaelis, der andere drey bis 4 Wochen darnach, und der dritte noch später. Ein jeder richtet sich hierinnen, nach seinem vorräthigen Futter und nach der Beschaffenheit der Huth welche er zu

be-

betreiben hat; in welchem Betref es freylich einen großen Unterschied ausmacht: ob die Lammzeit im Februar — im Merz oder noch später hinaus fällt; denn währender Lammzeit, werden die Schafe durchgängig gut und reichlich im Stall gefüttert — welches aber nicht in gleichem Maas erfoderlich, wenn zu dieser Zeit schon ziemliche Weide vorhanden ist. Die Lämmer werden schon in den ersten 14 Tagen, zu halben und ganzen Stunden mit den Müttern hinaus getrieben. Sie saufen 5 und mehrere Monate, und, entwöhnen sich nach und nach auf der Weide der Muttermilch selbst. Die neugebohrnen Lämmer bekommen die erste Milch nach der Geburt (Colostrum) nicht zu saufen, sondern der Schäfer melkt solche — ehe er das Lamm an die Mutter legt — erst aus. Und doch hat ihnen die Natur solche selbst zur Reinigung vorgeschrieben. S. Linnei amoen. academ. IV. p. 175.

Die Lämmer männlichen Geschlechts, werden einige Wochen nach ihrer Geburt schon zu Hämmeln gemacht. Diese Verstümmelung geschieht theils durch den Schnitt, theils

durch

durch das Abschnüren. Die Spanier — deren Absicht bey ihrer Schafhaltung doch auch ist: die Größe — Stärke und Wolle ihrer Schafe zu vermehren — und das Fleisch zu verbessern — wissen bey alle dem nichts von dieser Verstümmelung. Ganze Ortschaften, die mit fetten Weiden versehen sind — treiben ein stärkeres Gewerbe mit der Hammel, als mit der Zuchtschäferey. Sie kaufen nämlich alljährlich vierjährige Hämmel, machen solche fett und verkaufen sie wieder.

Den weiblichen Lämmern werden die Schwänze verstuzt. Die Schäfer pflegen zwar zu sagen: um die Begattung zu erleichtern, und um sie von den übrigen zu unterscheiden — es geschieht aber mehr der Wollabgänge wegen, da sie sich die abgeschnittete Schwanzwolle zu eigen machen.

Zur Unterscheidung des Knecht und Herrschaftlichen Viehes, werden die Schafe nicht, wie andrer Orten, (mit Theer und Talg, welches zusammengeschmolzen und mit Kohlenstaub verdikt wird) sondern meist der-

ge-

gestallt an den Ohren gezeichnet; daß man ihnen mit einem dazu bestimmten Eisen, ein Loch oder ein anderes beliebiges Zeichen durchschlägt. Diese Art ist auch sicherer als jene, denn wenn sich auch jene Farbe weder ausreiben, noch vom Regen abspühlen läßt — so kann man sie doch mit Seife auswaschen. S. Lewis Zusammenhang der Künste II. S. 76. In Spanien wird den Schafen, über der Nase ein Zeichen eingebrannt. Man hat auch in hiesigen Landen die Schafzucht, durch gute ausländische und vornämlich spanische Widder zu verbessern gesucht, aber fast könnte man sagen — gefunden: daß unsere einheimische Raçe bey guter Pflege und Wartung, und überhaupt bey zwekgemäser Behandlung — mit der Zeit nicht viel weniger leistet. S. Abhandl. der schwed. Akadem. V. S. 224. Hannöv. Landwirthschaftsgesellschaft I. S. 62. 285. Schriften der Leipz. ökonom. Societät. I. S. 57. Neue ökonomische Nachr. II. S. 1002. Der Schäfer fängt im Frühjahr, so bald es die Witterung nur einigermaaßen erlaubt, den Pferch zu schlagen an, das heißt: er läßt seine Heerde die Nacht hindurch — zur Düngung der Fel-

der

der in Horden ruhen. Die Mutterschafe und Lämmer, werden bey gelinder und guter Witterung, auf die nächsten Weiden getrieben, und kommen anfänglich alle Abends wieder in den Stall.

Die Horden, werden — nach Beschaffenheit der Heerde — alle 24 oder 48 Stunden rc. rc. verrükt. S. Leipz. Intelligenzblatt 1772. St. 45. Oekonom. Nachr. XIII. S. 228. Schriften der Leipz. ökonom. Societät II. S. 130.

Was die Winterfütterung anlangt — so ist sie so verschieden — als verschieden die Weide ist. Es besteht solche in Erbsen- und Linsenstrohhelmen — hin und wieder bekommen die Lammschafe während, und nach der Lammzeit auch Haber, im allgemeinen aber pures Heu zu fressen. Von dem gefährlichen Irrthum, die Schafe kaum halb satt saufen zu lassen, geht so leicht kein Schäfer hier zu Land ab. Die Schafe bekommen häufig in eigenen dazu bestimmten Trögen oder Rinnen, entweder Steinsalz, oder in Ermangelung dessen — Kochsalz zu

lek,

lekken. Die meisten Schäfer vermischen es noch überdieß mit allerley heilsamen Kräutern (die sie in dieser Absicht sammeln und dürre machen) und dieß trägt gewiß nicht wenig zur Erhaltung ihrer Gesundheit bey. S. Memoires présantis I. p. 11. Observations sur les bous effets du sel dans la nourriture des bestiaux. Von Justi ökonomische Schriften II. S. 430.

Die Schafställe sind durchgängig nach einem Schlag — alle wenigstens doppelt so lang als weit gebaut, inwendig an den Wänden, und in der Mitte mit Bahren und Reisten, oben mit einem Boden zur Aufbewahrung des Futters versehen, und zum größten Theil so eingerichtet: daß die Reinigung der Luft und eine gemäßigte Wärme darinnen erhalten werden kann. Letzeres sollte nur ohne Ausnahme durchgängig der Fall seyn. S. Carlier traité des bêtes à laine I. p. 352. Ekkardts Experimentalökonomie S. 645. Allgemeine Haushal. und Landwissenschaft I. S. 260.

Von Benutzung der Schafmilch weiß man hier zu Land nichts. Ich füge: Gott sey Dank! aus Herzensgrund hinzu, denn es

ist ein äusserst betrüglicher Gewinn, indem Mütter und Lämmer dadurch entkräftet, und die Wolle vermindert und verschlimmert wird. S. Geutebrük I. S. 332.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem zweymaligen Scheeren, von welchem man hier zu Land auch nichts weiß. Auch rathen Gründe und Erfahrung an: die zweyschürigen Heerden, zu einschürigen zu machen. S. schleisische ökonom. Samml. II. S. 328, 623. Hannöv. Magaz. 1768. S. 983. Von Justi ökonomische Schriften II. S. 479. Was den Verkauf der Wolle anlangt — so wäre es in aller Rükksicht besser: wenn die fränkischen Landwirthe ihre Wolle unmittelbar den Verarbeitern, und nicht erst den Aufkäufern verkauften. Die Schafe werden durchgängig einige Tage vor der Schur, in fließenden, und in deren Ermangelung auch in stehenden Wassern geschwemmt, oder (deutsch zu reden — gemartert) — denn es ist viel zuträglicher: die abgeschorne Wolle — wie es in Spanien geschieht — zu waschen.

Die Geschiklichkeit, die Wolle genau zu sortiren, ist leider! dem fränkischen Landmann

mann nicht eigen; daher schlägt der Verarbeiter den Werth der Landwolle, ohne sonderliche Rüksicht auf ihre Verschiedenheit, allemal zu gering an, um sie desto wohlfeiler einkaufen, und selbst zu seinem Vortheil sortiren zu können. „So verachten die dänischen Manufakturen die isländische Wolle, kaufen sie wohlfeil, und lesen Wolle daraus, deren Werth den Einkaufspreiß — unmäßig übersteigt." Wie nützlich ist es also nicht dem Landwirth, diejenigen Theile der Technologie zu kennen, welche von der Verarbeitung seiner Produkte handeln; dieß würde ihm hauptsächlich bey der Wolle von großem Nutzen seyn, deren Preiß er dadurch erhöhen, und nach der wahren Güte proportioniren könnte. S. Schlettweins Schriften zum Vortheil nützlicher Wissenschaften II. Oekonom. Nachr. V. VI. Hamb. Magaz. XIX.

Die Schäfer, sind zum größten Theil **Mengeschäfer**, die eine gewisse Anzahl eigener Schafe dergestalt mit den herrschaftlichen Schafen vermengen, daß — beyde zusammen genommen, nur eine Heerde ausmachen, und die einen verhältnißmäßigen Antheil,

theil, am Gewinn und Verlust der Schäferey nehmen. Hin und wieder findet man auch Nachtschäfer, denen die Triften verpachtet sind, und die Heerde als eisern übergeben ist — sehr selten aber einen Lohnschäfer, einen solchen nämlich, der Kost und Lohn bekäme, und keinen Antheil an der Schäferey hätte, — nur die Hämmelschäfereyen davon ausgenommen. An vielen Orten, werden auch — wo man bey dem Mangel einer verhältnißmäßigen Herde, Ueberfluß an Weide zu haben glaubt — fremde Schafe (sogenanntes Halbe-Vieh) gegen einen bestimmten Lohn, den Sommer über, mit unter die Heerde genommen. Dieß wird aber nach den Regeln der Landwirthschaft — für fehlerhaft gehalten. S. Accconomia forensis I. Schlesische ökonom. Samml. I. II. III. Band. Oekonom. Nachr. XI. Die Heerden werden aus der Winterung und in die Winterung, nämlich im Frühjahr und Herbst, und auch (wie allenthalben!) — nach der Schnur gezählt. Im Frühling wird wenig, sondern meist alles nach der Herbstzählung (theils zum Verbrauch, theils zum Verkauf ausgemerzt.) Im ersterem Fall

müßte

müßte es auch nothwendig mit geringerem Gewinn geschehen. S. Grundsätze der deutschen Landwirthschaft von Bekmann I. Theil II. Hauptstük.

Eine der gewöhnlichsten Krankheiten unserer Schafe, besteht in der Räude, welche nur äusserst selten, unter einer einmal damit befallenen Heerde, ausgerottet wird. Wie unterschieden daher auch, so wie in Nieder- und Obersachsen — unsere Heerden in reines und Schmiervieh. Dann folgt der Schwindel — hier zu Land Dreher genannt — Lungensucht Wassersucht ꝛc. ꝛc. S. Memoire sur l'hydropisie épidémique qui survient sur la fin de l'hyver et au commencement du printems, aux montons, par M. Gros E. T. Reuss diss. de scabie Ovium. Tübing 1763. 4. — Von Justi ökonom. Schriften II. S. 482. Schrebers neue Sammlung VII. Schriften der Pfälz. ökonom. Gesellsch. 1769. S. 213. Hannöv. Landwirthsch. Gesellsch. II. Hannöv. nüzl. Samml. 945. Iournal de l'agirculture 1765. Juillet. Hannöv. Magaz. 1770. St. 48.

Die ganz unbeschreiblichen und unendlichen Betrügereyen der Schäfer, machen auch

 hier

hier zu Land die größten Schwierigkeiten bey den Schäfereyen aus *

Die Stallfütterung, und Unterhaltung der Schafe in Horden, mit angebauten Futterkräutern — ist leider! bey uns aus allem Gebrauch.

Da ich nun schon seit mehrern Jahren — und zwar in einem ununterbrochenen Zeitraum — Versuche mit der Hordenfütterung der Schafe, auf dem Guth meines Schwiegervaters zu Frankenberg angestellt, und die darausgezogenen Resultate, von Zeit zu Zeit durch den Druk bekannt gemacht habe, so werden mir es meine Leser um so viel weniger verargen: wenn ich den weitern Erfolg meiner angestellten Versuche mit der Hordenfütterung der Schafe — folgendes hier einschalte. — Ich will — um mich ganz in der Kürze zu fassen! blos die Winter 7 und 88ger Jahre erwähnen. —

Be=

* Alles was sich darüber sagen läßt, findet man: in M. Georg Stumpfs Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthschaft Böhmens. Prag 1787. S. 67. = 99.

Bekanntlich waren die Winter streng und anhaltend — bey alle dem haben meine Schafe in den Horden unter freyem Himmel nicht das mindeste, weder während der Kälte und dem Schnee — noch nach der Zeit bis auf diese Stunde, davon empfunden. — Ein sicherer Beweis: daß auch die strengste Kälte, kein Hinderniß zur Ausführbarkeit der Hordenfütterung ausmacht.

Nach den Beobachtungen, die in einer ununterbrochenen Reihe von 9 Jahren auf der Churfürstlichen Wetterwarte zu Mannheim mit dem Barometer gemacht worden sind, ist dessen Stand Ao. 1788., fast am tiefsten befunden worden. Zu mehrerer Ueberzeugung, will ich die Tabelle davon hier beyfügen:

Jahr.	Schweermesser. Zoll.	Lin.	Zehnt.	Tag und Monat.
1781.	26.	9.	9.	27. Hornung.
82.	26.	7.	7.	23. Lenz Monat.
83.	26.	7.	6.	6. Wintermonat.
84.	26.	8.	7.	18. Wintermonat.
85.	26.	11.	3.	6. Hornung.
86.	27.	0.	6.	16. Wintermonat.
87.	27.	1.	4.	13. Hornung.
88.	26.	9.	7.	25. Hornung.

Viele Mannheimer befürchteten sogar ein nahes Erdbeben u. dgl. weil sie glaubten: der Barometer sey noch in keinem Winter so tief herabgefallen, als in dem vergangenen.

Den 18ten December 1788. früh 7 Uhr, stand mein Reaumurischer Thermometer (der hinter ein Fenster angebracht nach Norden gerichtet, und durch ein kleines Dach — gegen den Westwind geschützt, war auf — 25,° 4. (West - Süd - West) Ein anderer der in freyer Luft nach Norden gerichtet, war auf

— 27, 0 — — —

und ein dritter, der ohngefähr wie der erste, nur etwas tiefer, stand auf

— 25° 0 — — —

Der im Jahr 1709. zu Stokholm und Petersburg bemerkte Grad der Kälte, war nach Fahrenheit von 0, nur 22,° welches nach Reaumur

— 24,° - 0 thut.

Meine in den Horden, mithin unter freyem Himmel befindlichen Schafe, haben

sich

sich — wie schon gesagt! — nicht nur vollkommen wohl und gesund bey diesem ungeheuer strengen Winter befunden, sondern sie haben auch noch, auf eine ganz auffallende Weise dabey zugenommen. Dieß ist nun freylich mehr der Wirkung des Kleefutters, als der Kälte zu zuschreiben; bey alle dem würden sie gewiß, in einem dumpfigten warmen Stall, wie es alle Schafställe sind, wo eins des andern Ausdünstung einzuathmen gezwungen ist — bey gleich gutem Futter, ungleich weniger zugenommen, und schlechtere Wolle hervorgebracht haben, als es wirklich der Fall war! — Ich kann der Meynung, des Hrn. Prof. Rösig, und anderer seines Gelichters, was die Schädlichkeit des Klees anlangt — daß sogar die Wolle, vom Klee gröber und unreiner werden sollte, wie der königl. Staatsminister und Curator der Akkademie Graf von Herzberg annimmt, (s. die Abhandlung über die allgemeine Stallfütterung des Viehes und die Abschaffung oder Beybehaltung der Braache 1788. 8. Berlin. b. Kunze in der Vorrede.) daher unmöglich beypflichten, denn die Erfahrung spricht laut dagegen, wenn auch kein Westrumb den Klee chemisch untersucht, und unschädlich befunden

hätte. — — Von 12 Stück Schafen, die NB. Jahrs vorher zweymal, nämlich im Juni und dann noch im Monat Oktober geschoren worden, habe ich 1789. den 2ten May (die Lämmerwolle davon abgerechnet, 61 und 3/4 ℔. der schönsten feinhärigsten und gedrungensten Wolle erhalten; mithin kömmt im Durchschnitt — noch etwas mehr als 5 ℔. auf das Stük. Welcher Schäfer kann sich wohl hier zu Land rühmen, bey so baldiger Schur, und noch überdieß von Schafen, die Jahrs zuvor zweymal geschoren worden sind, im Durchschnitt nur 5 ℔. Wolle vom Stük geschoren zu haben? — Nicht etwa, als hätte es die Menge des Futters bewirket! — Sie haben nach wie vor, im Sommer täglich 8 ℔. frischen, und im Winter täglich 2 ℔. getrokneten Klee bekommen; die Lammzeit ausgenommen, wo ich den Mutterschafen täglich 2 ℔. in Rükksicht der Milch zugelegt, mithin statt 2, vier ℔. gegeben habe; dafür sieht aber auch alljährlich, jedermanu meine dißjährigen Lämmer, schon für Jährlinge an. Diese Wolle ist äusserst elastisch! Wenn man eine Handvoll in der Hand zusammendrükt, und alsdann

wie-

wieder aufmacht, so wird dieser Klumpen auf der Stelle wiederum so gros, als er vorher war, ehe man ihn zusammendrükte, und bekanntlich! ist die Wolle weniger oder mehr schlecht, je nachdem sie weniger oder mehr — nach dem Zusammdrükken — aufschwillt. Schon einige Jahre vorher, hat sich die Wolle dieser in den Horden gefütterten Schafen, dergestalt vor der Wolle meiner gemeinen Weidschafe ausgezeichnet: daß mir wirklich 6 bis 8 Kreuzer mehr, auf das Pfund dieser als auf jener der Weidschafe gebothen worden sind. Ich hätte sie alle um diesen, und vielleicht noch um einem höhern Preiß absetzen können. — Wenn sie nicht zum eigenen Verbrauch bestimmt gewesen wäre. Dieß beweist hinlänglich: daß nicht nur die Menge, sondern auch die Güte der Wolle, von der Pflege, Wartung und zwekgemäßen Behandlung der Schafe abhängt, und ist eine vollkommene Widerlegung dessen, was der Herr Amtsverwalter Johann Heinrich Finke zu Consitz, in seinem Schreiben über ungekünstelte und sichere Verfeinerung aller groben Wolle, aus eigener Erfahrung und Thathandlungen

ver-

versichert: „die Qualität der Wolle ist eine unveränderliche Eigenschaft der Schafart; die Quantität aber, verändert sich nach der guten und schlechten Nahrung. S. den II. Band der neuen Abhandlungen und Nachrichten der königl. Grosb. Churfürstl. Braunschw. Lüneburgischen Landwirthschafts Gesellschaft zu Celle 1788. Wäre dieser angegebene Saz richtig, so müßte die Wolle meiner Hordenschafe, und die Wolle meiner Weidschafe, immer von gleicher Güte bleiben — und doch hat sich jene, in einem Zeitraum von 4 bis 5 Jahren, um viele p. Cente verfeinert, da diese — was die Qualität derselben anlangt — immer gleiches Standes bleibt. Wenn man allenfalls, die Ursache dieser verfeinerten Wolle, einem fremden Zuchtstöhre zuschreiben wollte; so dient zur Nachricht: daß mein Zuchtstöhr ein selbstgezogener ist, den ich — zu diesem Behuf — aus dem gemeinen Weidhaufen genommen habe; denn ich kann mich schlechterdings nicht überreden: daß fremde Zuchtstöhre allein, zur merklichen Verbesserung der Schafzucht beytragen sollten. Wenn man bedenkt, wie sehr ein solches Thier durch den Transport zurükgesezt wird — wie viel Zeit erfoderlich, bis es

sich

sich wieder gänzlich erholt, bis es sich als-
dann an unserm Himmelsstrich, an unser
Wasser, an unsre Weide gewöhnt, wie viele
Jahre verstreichen, bis es so zu sagen, ein-
heimisch wird, wenn man bedenkt, daß just
diejenigen Jahre, die es hierauf verwendet,
seine besten Lebensjahre sind — so muß —
wo nicht alle — doch wenigstens ein großer
Theil der Wahrscheinlichkeit dadurch wegfal-
len: die Schafzucht, blos durch Herbeyschaf-
fung fremder Stöhre vervollkommnen zu
können. Unsere innländischen Stöhre, sind
nun einmal an unsern Himmelsstrich — an
unsre Wasser — an unser Futter gewöhnt,
müssen mithin auch, bey einer zwekgemäßen
Wartung, Pflege und Behandlung, von ei-
nem Jahr zum andern, immer größere und
merklichere Schritte zu ihrer Vollkommen-
heit machen; da hingegen fremde ausländi-
sche Stöhre, einem langwierigen Stillstand
unterworffen sind, während welcher Zeit, sie
mehr zurükkommen, als zunehmen, und —
nach geendigtem Stillstand, gleichsam eine
Reihe von Jahren darauf verwenden müs-
sen: um das Verlohrne erst wieder nachzu-
holen. Nach dieser kleinen Ausschweifung,

will

will ich nun wieder in meinen Hordenstall zurük kehren.

Meine Mutterschaafe, haben immer schon zu Anfang Januars, mithin fast in der strengsten Kälte gelammt. Die 6 Lämmer, die ich in dem vergangenen strengen Winter von fünf Müttern erhalten habe, sind ohne alle menschliche Hülfe auf die Welt gekommen, und haben auch — ohne dazu angewiesen zu werden — aus eigenem Antrieb — fast vom ersten Augenblik ihres Daseyns an, das Euter ihrer Mutter gefunden.

Florinus hält solche Lämmer für die besten, welche sich — sobald sie aus Mutterleibe kommen, auf die Füße begeben, nach dem Euter suchen, und — ohne dazu angewiesen zu werden — zu saugen anfangen. Dieß war jedesmal der Fall bey den meinigen. Es geschieht nicht leicht, daß ein Schäfer hier zu Land — wenn ihm ein Schaf Zwillinge zur Welt bringt, diese beyden Lämmer, an einer Mutter saufen läßt, aus Furcht: die Mutter gänzlich zu entkräften,

oder die Jungen nicht aufzubringen. Meine Zwillinge, ist man aber nicht im Stand, von den übrigen Lämmern, noch die Zwillings-mütter, von den übrigen Schafmüttern, zu unterscheiden. Abermals ein Beweis: daß der Klee, ein fast so kräftiges und nahrhaftes Futter als das Getreyd ist; denn die meisten Schäfer füttern hier zu Land — während der Lammzeit — Körner mit ihren eigenen Schafen, welches ich auch beynahe vier Wochen in den vergangenen strengen Wintern mit meinen Weidschafen gethan; demohnerachtet haben sich immer mei- Lämmer in dem Hordenstall gegen jene der Weidschafe, wie Riesen gegen Zwerge ausgenommen. Die Springzeit habe ich den folgenden Jahren, nicht mehr so weit hinaus verschoben, als es die Gewohnheit hier zu Land, mit sich bringt, sondern den Stöhr schon im Monat May unter die Schafe gelassen. Wenn dieß auch, bey den gewöhnlichen Weidschafen, in Rückficht der Frühjahrsfütterung, einige Schwierigkeiten macht, so ist es doch bey der Hordenfütterung — wo dieser Umstand gänzlich hinweg fällt, eine weniger mit Schwierigkeiten verknüpfte und

desto

desto einträglichere Sache; denn man gewinnt dadurch — bey nächst vorkommender Wollschur — eine beträchtliche Menge Wolle — nämlich die Wolle der Lämmer, die man alsdann mit den Alten zugleich kann scheeren lassen — mehr. In der Folge — wenn erst der Stöhr, der unter denen in diesem Jahr gezogenen Lämmern befindlich — ein höheres Alter erreicht hat — werde ich meinen Schafen gar keine Springzeit mehr bestimmen, sondern dieß vielmehr ihrem eigenen Naturtrieb dadurch überlassen: daß ich die Stöhre Jahr aus Jahr ein, nicht von den Mutterschafen absondern, und dann gelingt es mir vielleicht, das zweymalige Lammen in einem Jahr, dadurch bey meinen Schafen zu bewirken. Es ist fast in ganz Deutschland, eine allgemein angenommene Regel, die Böcke oder Stöhre, zu Anfang Novbr. zu den Schafen zu thun, und keine Stöhre unter einem Alter von zwey Jahren zum Springen, noch ein Schaf zum befruchten zu lassen; dennoch wehret man in Spanien, in Italien, und in der Schweiz — bey Jährlingen beyderley Geschlechts, dem Triebe der Natur nicht, und

zieht

zieht bekanntlich in diesen angeführten Ländern, die ansehnlichsten Stöhre und Lämmer, die wir sogar — zur Veredlung unserer Schafzucht, aus diesen entlegenen Ländern zu uns kommen lassen. Es kömmt gewiß auch hierbey, blos auf die Güte und Vortreflichkeit des Futters, und auf eine zwekgemäße Behandlung, in der Wartung und Pflege an. Der Herr Geh. Rath Stubert von Kleefeld sagt in seinen ökonom. kammeral. Schriften im II. Theil, S. 65. Anmerk. 27. „Man solle die Schafböcke nie von den Müttern entfernen, damit man zweymal Lämmer, und schöne Lämmer ziehen könne. Einen Beweis hiervon führt derselbe in seinen vierten Theil gedachter Schriften S. 130. vom Herrn Oberamtmann Holzhaußen zu Gröbzig an, woselbst es heißt: „Er hätte schon zu Anfang des Januars Lämmer; weil er Futter besäße, Mutter und Lamm zu ernähren: und gegen Johannis lammten die Schafe zum zweytenmal.“ Im VI. Theil, S. 162. heißt es ferner: „wo Futter genug vorhanden, mögen die Böcke im Juli, August oder September zugelassen werden, und im December, Januar oder Februar die Läm-

mer kommen, das ist einerley; in 18. Tagen nach der Lammzeit bokken sie wieder, NB. bey gutem Futter sind oft im May, Juni, Juli Lämmer da." — Es ist bekanntlich in mehreren Ländern Sitte, die Stöhre oder Bökke beständig unter der Heerde zu lassen, und will nur deshalb — wie einer unserer gründlichsten — erfahrensten und verdienstvollsten Wirthschaftslehrer sagt: — den Schäfern nicht in den Kopf, weil es mehrere Aufsicht erfodert.

Colerus sagt unter andern: daß er zu Stralsund Schaafe gesehen, die auf einmal 3, 4 oder 5 Junge, und dieß mehrere male im Jahr gebracht, und die von den Bürgern deshalb gehalten worden wären, daß sie im Frühling, von den abgeschlachteten Jungen, sich einen Vorrath in ihre Speisekammern verschaffen konnten.

Antonius de Herera, Chronikschreiber des Königs von Spanien, nennt einige Personen, die binnen 10 Jahren aus zwey Schaafen 40000 Stük bekommen haben.

Auch

Auch in Holland und Seeland trägt ein Schaaf 2 bis 3mal des Jahrs, und bringt noch überdieß zuweilen 3 bis 4 Lämmer auf einmal. S. Klock. Lib. 2 de Aerar. Cap. 4. num. 23.

Ich habe meine in den Horden gefütterte Schaafe, nie — wie es die Gewohnheit mit sich bringt — vor der Schur schwämmen lassen; denn da mein Hordenstall beständig — wie es sich auch gehört! — gut gestreut worden, so konnte sich auch in der Wolle kein Mist, sondern höchstens nur etwas Staub befinden, der sich nach der Schur leicht ausschütteln und ausklopfen ließ. Die an den Füssen und am Bauch allenfalls befindliche Wolle, kann man ja auch nach der Zeit, und wenn man es für nöthig hält, die ganzen Wollenpelze nach der Zeit waschen lassen. Wozu also dem armen Thier unnöthiger Weise die Marter, so theils von der Kälte des Wassers, theils durch das ungestüme Betragen der Wäscher empfindet — verursachen? — Ueberdieß ist es ja eine schon längst erkannte Wahrheit, welche von den bewährtesten Schriftstellern im ökonomischen Fach, mit

überzeugenden Gründen dargethan worden: daß es nicht wenig zur Erhaltung der Wolle beyträgt, das Waschen derselben, sowohl vor als nach der Schur zu unterlassen. Die öhlichte Fettigkeit, so die Wolle durch die Ausdünstung des Schaafes erhält, bewahrt sie für den Fras der Schaben oder Motten; durch das Waschen entgeht ihr ein Theil dieser so nützlichen Fettigkeit, und der Eigenthümer verliert überdem am Gewicht.

Der Manufakturist mag sich belehren, wie er die Wolle, auf die wohlfeilste und leichste Art, und zur gehörigen Zeit, von ihren urinösen und fettigten Theilen zu befreyen hat — wozu er unter andern im III. Th. vom Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer nnd Kameralwissenschaften, eine leichte, und durch die Erfahrung bestätigte Anweisung finden kann.

Es ist freylich gewissermaßen eine Erneuerung, der Art vom altmodischen Schlendrian abzugehen, und die Schaafe vor der Schur nicht schwämmen zu lassen: wenn wir aber alle mögliche Gewohnheiten unsrer Vorfahren, ohne Ausnahme beybehalten wollten,

so

so dürften wir auch unsre Schaafe nicht scheeren, sondern wir müssen ihnen — so wie es nach des Plinius Aussage, die alten Heyden gethan — die Wolle ausrauffen. Die Nachkommen dieser Völker, sehen aber aus eignen Nachdenken bald ein: daß ein solches Verfahren, nicht nur grausam, sondern auch ein beträchlicher Zeitverlust sey, und hielten deshalb das Scheeren, für zuträglicher. Daher soll auch das Sprüchwort der Römer seinen Ursprung haben: boni pastoris est tondere pecus, non deglubere.

So müßten wir auch — wie es die Egyptier gethan — unser Feld — statt es zu pflügen, von den Schweinen herumwühlen lassen.

Meine Lämmer werden auch nicht, wie es die von Jugend auf zu allen möglichen Betrügereyen angehaltenen Schäfer — überall zu halten pflegen — geschwänzt oder gestuzt: denn das Abschneiden der Schwänze bey den Mutterschafen, ist eine theils lächerliche, theils schädliche Gewohnheit, und nur in Spanien, Hollstein oder solchen Ländern nuzbar, wo die Schwänze so lange wachsen, daß sie auf der

Erde aufschleifen, folglich den Schaafen zur Last sind. Dieser Fall trift aber bey uns zu Land nicht ein, mithin kann auch das Schwänzeverschneiden gar füglich unterbleiben, welches — wie Herr von Grießheim ganz richtig anführt — das Euter und Geburtsglied der Kälte ausgesezt — und die Schwanzwolle (die von 1000 Stük schon beträchtlich ist, deshalb auch die Schäfer dieser Gewohnheit das Wort so reden) verlieren macht. Daß der Schwanz, dem Stöhr beym Springen nicht die mindesten Hindernisse in den Weg lege — beweisen die Schweizer Schafe; denn in der ganzen Schweiz, läßt man diese langschwänzigen Schafe, jährlich zweymal bespringen und Lämmer tragen. Die Einwendung der Schäfer, daß die Schafe, wenn sie ihre Schwänze behalten — dieselben beschmutzen, zeigt die Trägheit dieser Leute an, die ihre Finger nicht gern naß machen, und die beschmuzten Schwänze nicht gern waschen wollen. Uiberdieß ist ja derselbe Fall auch bey den Hämmeln, dem Unkundigen, die Schafe mit den Hämmeln zu gleichen Preisen zu verkaufen, ist — eine schimpfliche Handlung. Man hat bereits an vielen Orten

ten, wo man auf alles raffinirt was Geld einbringt — besonders im Würtembergischen, schon lange die Gewohnheit eingeführt: den Schafen die Schwänze zu lassen. S. Hannöv. Magaz. 1770. Sprengers Wirthschaftskalender von 1781.

Und wenn ich noch so viele Kälberlämmer bekomme — so laß ich sie dennoch alle ungehämmelt laufen. In Spanien wird kein Bok verschnitten, und dennoch, soll das Fleisch sehr schmakhaft seyn. Ueberdieß läßt sich nicht absehen: warum die Lämmer so jung verschnitten werden müssen? — Wenn man sie ein bis zwey Jahr alt werden läßt, ehe man sie verschneidet, so müssen ja weit stärkere Hämmel, auch mehr Wolle erfolgen, und das erwachsene Thier, kann ja auch natürlicher Weise den Schmerz eher als das zarte Lamm verwinden, wovon die alten Stöhre, die man kastrirt, einen überzeugenden Beweis liefern. Ich habe selbst erst vor wenigen Wochen, die Oporation, und zwar mit dem besten Erfolg, mit 7 Stük, deren Alter sie unbrauchbar gemacht — auf einmal vornehmen lassen. Allenfalls ist es ganz zu ent-

entbehren, weil der Beutel nur zu gebunden, und demselben die Nahrungssäfte der Art entzogen werden dürften, um ihn vertroknen und von selbst abfallen zu machen. S. Virgil. Georg. Lib. III.

Ohnerachtet meine Hordenschafe, bisher immer zweymal geschoren worden sind, so werde ich es doch in der Folge (denn ich denke nun hier die Hordenfütterung ins grose zu betreiben) beym einmaligen Scheeren bewenden lassen; denn auf der einen Seite lehrt die gesunde Vernunft und Erfahrung: daß feine Wollenzeug-Manufakturen — eines feinen und langen Fadens benöthigt sind (welches auch der Freyherr von Bielefeld in seinem Lehrbegriff der Staatskunst 1627 eigentlich sagen wollte) daß aus langer Wolle ein feinerer Faden, als aus kurzer gesponnen werden kann: daß feine Waaren allein diejenigen sind, so in den Commercien gehen, und uns mit fremden Geld beschenken: daß die feine einschürige Wolle zu aller Wollenarbeit zu gebrauchen; der Zeugmacher und Tuchmacher, der Strumpfweber können sie nüzen: die zweyschürige Wolle hingegen, be-

son-

sonders die Herbst oder Sommerschur (denn die Wolle wächst im zweyten halben Jahr, nicht so stark wie im ersten, welches sich ohngefähr, wie 10 zu 11 verhalten wird (S. Die neuen Abhandl. und Nachrichten der königl. Grosbr. Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle II. B. S. 25.) sehr kurz fällt, und daher nur von Tuch, allenfalls auch von Tuchmachern gebraucht werden kann. Daß die einschürige feine Wolle mehr Liebhaber findet, der Zentner von dieser auch ungleich theurer bezahlt wird. Man darf nur die Berliner Intelligenznachrichten nachlesen --- um sich aus der stets darinnen angemerkten verschiedenen Wollenpreisen, zu überzeugen: Daß die einschürige Wolle nach der Verschiedenheit der Güte, ungleich theurer bezahlt wird, als die zweyschürige --- welches auch jeder geschikte Wollfabrikant bestätigen muß. Verschiedene Landwirthe, erklären sich blos deshalb, für die zweyschürige und derbe Wolle, weil sie am Gewicht mehr herausbringen, allein sie überlegen nicht, daß --- was sie an der Menge gewinnen --- wieder am Werthe verlohren geht. Herr von Pfeiffer in seinem Lehrbegriff sämmtlicher oeconomi-

nomischer und Kammeralwissenschaften im I. Band, ersten Theil, wo er von der Schafzucht handelt --- sagt unter andern: „So einleuchtend der Vorzug der einschürigen Wolle ist, so gewiß ist solche Wollnutzung noch mit andern Vortheilen verknüpft. Das Scheeren ist allezeit eine Marter für die Schaafe, zumal wenn sie vorher gewaschen werden; denn das Schaf hat weit eröfnete Schweißlöcher, und dunstet beständig aus. Dieses macht die Haut empfindlich, und die --- nach der Schur auf das nakkende Fell fallende Luft, den Schafen höchst beschwerlich. Ferner werden sie --- beym Scheeren selbst, geängstigt --- gar oft auch verwundet. Kann es also rathsam seyn. Dergleichen Martern --- ohne Noth und Nutzen zu verdoppeln? --- Bey alledem, kann sich aber auf der andern Seite, auch leicht der Fall ereignen: daß nach schlechter Wolle mehr Nachfrage geschieht --- daß sie auch --- verhältnißmäßig --- theurer bezahlt wird, als die verfeinerte: mithin beruht --- meines Erachtens! die ein und zweyschürige Wolle doch immer blos darauf: nach welcher Wol-

le

le die meiste Nachfrage geschieht, und welche --- verhältnißmäßig --- am theuersten bezahlt wird.

Der Umstand: daß man an vielen Orten und Ländern, die Schafe jährlich zweymal zu scheeren gewohnt ist --- kann im gegenwärtigen Fall nichts zur Entscheidung beytragen: denn so ist man z. B. in Spanien --- wegen des geschwinden Wachsthums der Wolle genöthigt --- alle sechs Monate zu scheeren. --- --- ---

Die Hämmel, die ich aus meinen Hordenstall, Paar für Paar für 18 fl. verkauft --- haben immer zwischen 60 und 70 Pfund gewogen. Abermals ein recht auffallender Beweis, von der Wirkung, des so überaus nahrhaften und gedeihlichen Kleefutters! denn meine Hämmel, bekommen den ganzen Winter hindurch --- nicht das mindeste anders, als täglich 2 Pfund Kleeheu. Sollte es sich nun wohl nicht der Mühe verlohnen: Den Kleebau, und dann die Hordenfütterung mit den Schafen, allgemein einzuführen? ---

Zu dem, was ich bisher --- im Bezug auf Schäferey-Verbesserungen gesagt --- will ich nur noch dieß wenige --- als einen mir wichtigscheinenden Umstand --- in gedrungener Kürze hinzufügen.

Die meisten Schäfer sind --- wie ich schon gesagt --- von dem überaus lächerlichen Vorurtheil hingerißen: als wenn es gleichsam ein nothwendiges Uebel wäre, die Schafe Durst leiden zu lassen. Dieser unsinnige Glaube, muß nun nothwendig die schädlichsten Folgen auf die Gesundheit dieser Thiere nach sich ziehen. --- Es ist ein himmelweiter Unterschied, zwischen einen reinen gesunden, und zwischen einem stinkenden ungesunden Wasser; noch mehr aber, ob das Vieh aus Verwahrlosung nothgedrungen ist, lezteres zu saufen, oder ob es nur nach Geschmak und Belieben von erstern säuft. Es ist ferner ein großer Unterschied: ob das Schaf frisches oder trokenes Futter bekömmt; denn natürlicherweise! muß lezteres mehr zum Durst als ersteres reitzen, da jenes mehr wässerigte und saftige Bestandtheile, als dieses bey sich führt.

Diesem allen ohnerachtet, kostete mir es fast mehr als menschliche Geduld, und ungeheure Mühe, den bey meinen Hordenschafen angestellten Knecht --- von der Nothwendigkeit und Unschädlichkeit des täglichen Tränkens, zu überzeugen. Er wollte sich schlechterdings nicht überreden lassen: daß Schafe die bey trokkenem Futter (wie es den Winter hindurch immer der Fall ist) in den Horden gefüttert werden, ungleich mehr, als die gewöhnlichen Weidschafe (die doch immer hin und wieder, ein frisches und saftiges Gräsgen auf ihren Weidgängen finden, zum saufen geneigt seyn müssen; und daß sie erst alsdenn, wenn man ihnen eine lange Zeit, ihren Durst zu löschen versagt hat, unmäßig --- mithin sich erst dann krank saufen. „Das Schaf muß Durst leiden, vom saufen wird es krank" war aber allemal, so oft ich ihn, in dieser Rüksicht seiner Vernachläßigung wegen zur Verantwortung zog --- seine Entschuldigung.

Diesen einfältigen Schluß zu Folge, müßten alle Leute, die sich einmal betrunken und davon krank geworden --- Zeitlebens Durst leiden. Wenn er auch eine lange Zeit hin-

hindurch, seine Schuldigkeit beobachtet, und meinem Willen zu Folge: das Wasser in den Hordenstall nicht hatte ausgehen lassen --- so wurde es doch immer wieder, bald von einem alten Mütterchen, bald von einem abergläubischen Hirten oder superklugen Schäfer, in seinem schwankenden Glauben irre gemacht; so daß ich am Ende genöthigt war: ihn mit Gewalt dazu anzuhalten: meine Schaafe der Natur gemäs zu tränken, nehmlich, immer so viel Wasser in ihrem Stall vorräthig zu erhalten, daß sie jedesmal --- so oft sie, aus eigenem Antrieb zu saufen begehren, ihren Durst zu löschen im Stande sind, ohne selbigen erst --- durch ein ängstliches Blökken und Schreyen äussern zu müssen. Es ist mir noch nicht ein einziges Schaf in meinem Hordenstall krank geworden, ohnerachtet ich selbige keinen Durst leiden lasse.

Kap. IV.

Von den Ziegen.

Pfropft auf den wilden Stamm des zahmen treibend Auge,
Und sehet, welcher dann dem Staate besser tauge.

Es würde allerdings unserer Landwirthschaft zu mehrerem Ruhm gereichen, wenn ich diesen Artikel ganz mit Stillschweigen übergehen, oder vielmehr, wenn ich solchen --- mit Fug und Recht --- aus unserem Viehstands Verzeichniß hinweglassen könnte; leider! sind deren aber vorhanden, und so muß ich ihrer auch Erwähnung thun, um die daraus entstehen könnende Lükke zu vermeiden. Freylich ist es nur ein dürftiger Nahrungszweig, ganz geringer armer Leute, die sie --- wegen ihrer Milch, Häute, Haare, Unschlitt und wegen

ihrer Fruchtbarkeit --- den Sommer über auf der Weide, und des Winters bey spärlicher Fütterung --- von gedörrten Laub und etwas Heu erhalten.

Bey alledem schikken sie sich blos in felsigte und unfruchtbare Gegenden, und können bey uns, schlechterdings nicht ohne Nachtheil gehalten werden; denn hier zu Land --- weiß man nichts von dem Einfall jenes englischen Landwirths, der ihnen --- um das gefährliche Benagen der Bäume und Hekken zu verhüten, die Vorderzähne ausbrechen läßt (welches aber natürlicher Weise! die Verdauung stöhrt) so ist auch die Methode der Spanier nicht bey uns eingeführt, welche --- um das Ueberspringen über die Hekken zu verwehren, den Lämmern, gleich nach der Geburth, eine kleine Sehne an einem hintern Fus, hinten an der Klaue abschneiden. S. Linne Westgothische Reise S. 3.

Kap. V.

Von den Schweinen.

Wenn euch der Mensch, weil ihr im Koth und
Schlamm!
Herumwühlt, garstig nennt,
So fragt ihn: ob er denn von seinem Stamm,
Den Urstoff nicht mehr kennt?

In den Leipz. Saml. IV. S. 408. ist die Schädlichkeit einer gar zu grosen Schweinszucht erwiesen. Bey alledem finden häufige Ausnahmen von der Regel --- so wie z. B. bey uns statt; denn wir sind in Franken, mit Eichel und Buchmastungen, auch Bier und Branteweinbrennereyen in reichlichem Maase versehen. Bey den übrigen Wirthschaften, wo dieser Fall nicht vorhanden ist, schränkt man sich --- im Betref der zu haltenden Anzahl Schweine, auf den Abfall des Getrey-

des --- auf die Abgänge aus der Küche und vom Milchwesen ꝛc. ꝛc. überhaupt dergestalt ein, daß die häußlichen Bedürfnisse im genauem und richtigem Verhältniß damit stehen --- und dieß ist auch alles --- was uns die strengsten ökonomischen Regeln --- in diesem Betref vorschrieben. S. Hamb. Magaz. XXVI. S. 535. Oekonom. Nachr. I. S. 128. Le nouvelliste oeconom. II. S. 119. Hannöv. Landwirthschafts Gesellschaft I. S. 267. J. C. Hirsch Saml. verschiedener Nachrichten II. S. 54. Oekon. Nachrichten VI. S. 343. Die Mutterschweine heißen, nach fränkischer Mundart: **Tauschen** — wenn sie auf die Welt kommen, ehe sie noch verschnitten sind: **Täuschle.** Der Stammhalter **Beiß** — wenn er auf die Welt kommt: **Birtele**, so nennt mancher auch diejenigen Schweine männlichen Geschlechts — welche verschnitten worden sind.

Der Beiß wird schon im ersten Jahr zur Begattung gelassen, aber auch nach Verlauf von zwey längstens 2 1/2 bis 3 Jahren, seines Dienstes wieder entlassen — geschnitten und gemästet. Die Tauschen läßt man schon im zweyten Jahr und noch früher

be-

belegen. Dieses ist fehlerhaft! Der Beiß sollte nicht eher als mit dem zweyten Jahr zur Fortpflanzung gebraucht, nnd die Tausch nicht eher, als wenn sie 2 1/2 Jahr ist, zugelassen werden; so sollte jener auch erst im 6ten, und diese im 7ten Jahr verschnitten und gemästet werden. Was ich bey der Rindviehzucht --- von der Haltung des Hummels (Stammochsen) gesagt --- ist auch der Fall bey dem Beiß; nur daß er hin und wieder --- wo der Blutzehende noch herkömmlich --- von dem Pastor loci, oder Guthsbesitzer gehalten, und solchem dafür der zehnte Theil jedes Wurfs zu Theil wird. ---

Wer mit der Fütterung nach zu kommen im Stand ist, der läßt seine Tauschen jährlich zweymal, nehmlich im Frühjahr und Herbst, oder im Monat Merz und Oktober zukommen. Die meisten begnügen sich aber damit, wenn ihre Tauschen jährlich nur einmal werffen. Man hält dafür: die beste Zeit, den Beiß zur Tausch zu lassen, sey Medio Decembers, weil alsdann die Jungen im May fallen, und weil die Frühlingsschweine den grösten Gewinn ausmachen, da

diese den Sommer hindurch, mit ungemein leichteren Kosten, als die Winterferkel erzogen werden können. --- Ich meines Theils! hielt es überhaupt für rathsamer --- den Beiß den ganzen Sommer hindurch, von der Heerde abzusondern und erst im December Monat zur Tausch zu lassen, und alsdann --- sobald die Tausch trächtig ist --- wieder von ihr abzusondern; denn beyde halten kein Maas im Liebesspiel --- und dieß ist beyden schädlich. Die Spanferkel, läßt man 4, 5 auch 6 Wochen saugen, und dann verschneiden. Bey dieser Operation, sollte billig mehr Vorsicht beobachtet werden, als es wirklich geschieht. Wenn die Spanferkel in einem Alter von 4 - 5 Wochen, mithin noch unter der Mutter verschnitten werden, so erreicht sich der Fall nicht selten: daß deren viele dabey zu Grunde gehen. Die Ursache davon, mag wohl diese seyn: die Spanferkel werden fast durchgängig --- nach geschehener Operation wieder zur Mutter hinein geworfen, und da nun der Geruch der frischen Fleischwunde dem Mutterschwein unmöglich entgehen kann (dazu noch die Wagenschmier die meist auf die Wunde

kömmt

kömmk vieles beyträgt) so werden sie von der Mutter, just zu der Zeit, wo sie die meiste Ruhe bedürfen, durch ein immerwährendes beschnupern und herumwerfen, nicht nur äußerst beunruhigt, sondern auch nicht selten an der Wunde verletzt, und der Art um's Leben gebracht. Ich bin selbst in diesem Betref nur durch Schaden klug geworden, und befinde mich --- da ich nun vorsichtiger dabey zu Werke gehe, treflich bey meiner Procedur. Sobald die Operation geschehen, lasse ich die Jungen nicht mehr zur Mutter, sondern in einen besondern Stall thun, wo sie 4 bis 5 Stunden in ungestörter Ruhe bleiben --- nach der Zeit laß ich die Mutter wieder zu ihnen bringen, und so lange bey ihnen verweilen, bis sie sich an selbiger genug gesoffen; dieß geschieht täglich zweymal, und ein Paar Tage hintereinander, aber allemal bey offener Stallthür, und unter der Aufsicht einer Person, die sorgfältig darauf Achtung giebt: daß den Jungen kein Schade von der Mutter zugefügt werde. Viele lassen sie auch erst, wenn sie ein halb Jahr alt sind schneiden, und glauben: sie bekämen hohe Füße, und würden dikbäuchigt, wenn sie, so lange sie noch

säugen, geschnitten würden. Die beste und schiklichste Zeit dazu, ist ohnstreitig um Marien Geburt oder Martini, weil man alsdann wegen Fliegen und Maden gesichert ist.

Mehrere praktische Landwirthe rathen an: die frischgeworfene Ferkel, über und über mit Holzasche zu bestreuen, damit sich die Läuse nicht bey ihnen einnisten können. --- Schade daß man diese Regel nicht auch bey uns zu Land befolgt! --- Es geschieht sehr häufig: daß die Ferkel so frühe geworfen werden, zu denen gestellt werden, die später gekommen sind. Dieß ist aber äusserst fehlerhaft, denn sie vertragen sich niemals, und dann verkommen die kleinern unter den grössern. In jedem Stall, sollten nur Schweine, die zu einer Zeit, und von einer Mutter gefallen sind, zusammengestellt werden. Im Sommer wird die Weide durchgängig mit dem Futter verbunden. Sie erhalteu früh und Abends ihren Trunk, von dem in der Küche aufgesammelten Spielicht, in welches Kleye und Sprey mit eingerührt, auch grünes, als Salat, Kohlblätter --- Disteln, Rüben uud andere Abgänge aus der Küche,

in

in den Stampftrog mit dem Stampfeisen klein gestoßen, und mit untermengt werden. Hin und wieder, wird das grüne, als Salat --- Kohlblätter --- Kraut --- Rüben rc. ungestoßen neben den Trog hingeworfen --- dieß sollte aber nicht seyn; denn es füttert ungleich besser, wenn es gestoßen und mit unter den Trank gemengt wird. Da das Schwein ohne vieles Trinken nicht gut gedeiht --- so wie überhaupt die gefährlichsten Krankheiten unter den Schweinen daher rühren mögen: daß sie nicht gehörig getränkt worden sind --- so würde es wahrlich! keine überflüßige Vorsicht seyn, wenn man sie bey recht trokener Witterung, vom Feld weg, und an die Tränke treiben ließ,

Im Winter wird ihnen das Futter, als Rüben und Erdäpfel, welche gekocht und gestoßen, und mit etwas Kleye und Gersten oder Haberschrot unter den Trank gemischt werden --- warm gegeben --- nicht heiß, denn jedermann weiß, daß sie davon krepiren. Den ganzen Winter über, kommen sie nicht aus ihrem Stall --- ohnerachtet es ihrer Gesundheit und ihrem gedeihlichen Wachsthum

zuträglich wäre --- wenn sie alle Tage ein Paar Stunden in den Hof gelassen würden.

Mit der Mastung fängt man gemeiniglich zwischen Michaeli und Weynachten an; dieß ist auch die schiklichste Zeit, denn große Kälte und Wärme, sind wie bekannt dabey hinderlich. Diejenigen Schweine welche zur Mast bestimmt sind, werden schon den Sommer durch besser, als die übrigen gefüttert, welches deshalb nicht höher zu stehen kömmt, denn alsdann braucht man weniger Mastkorn. Bekanntlich haben wir hier zu Lande zweyerley Art Mastung: Kekkereymastung (diejenige die in Wäldern mit Eicheln und Buchekkern geschieht, und alsdann diejenige in den Ställen, deren ich hier zu erst erwähnen will.

Bey der Mastung selbst wird hauptsächlich dieser Kunstgrif beobachtet: daß man ihnen nämlich dasjenige zuletzt giebt, was sie am liebsten fressen. Man will nach vielen Versuchen gefunden haben, daß drey Theile gekochter Erdäpfel, und ein Theil geschrotener Gerste, das wohlanschlagenste Fut

ter sey. Die frischen Gewächse, werden immer zu erst ohne Verzug weggefüttert --- ehe sie vom Frost verderben, und dann fängt man erst an, Schrot von Haber, Gerste, Erbsen ꝛc. aufzumengen, ganz zulezt kömmt meist noch geschrotenes Korn, man verbrüht aber das Schrot nicht, sondern mischt es blos ein, weil es der Art viel besser nährt. Wem es darum zu thun ist, recht gutes und angenehm schmekkendes Fleisch und Spek von seinen Mastschweinen zu bekommen, der füttert in den lezten 3 bis 4 Wochen nichts als geschrotene Gerste --- Erbsen oder Malz. Wer Korn, Erbsen oder Gerste, ungeschroten füttert, der läßt es vorher kochen und quellen. Klee --- Pferdebohnen und Wikken --- hält man dafür --- sollen das Fleisch bitter, und den Spek gelb --- Oelkuchen aber das Fleisch häßlich und ekkelhaft machen. Als die beste Futterordnung nimmt man an: wenn man den Schweinen täglich fünf bis sechs Portionen giebt; denn wenn sie auf ein oder auf zweymal so viel bekommen -- so verderben sie sich den Magen damit, und freßen viele Tage gar nicht. Wenn sie sich wirklich den Magen verdorben haben, so pflegt man ei-

nige Tage hintereinander ganzen Haber mit ihnen zu füttern. Je mehr nun die Schweine in der Mast zunehmen, desto mehr wird ihnen von jeder Portion abgebrochen, so daß sie in den letzten Wochen, kaum die Hälfte mehr bekommen noch begehren. Gute Landwirthe unterlassen nicht, jedem ihrer Mastschweine wöchentlich ein Paarmal eine gute Messerspitze des rohen fein zerstoßenen Spiesglases (Antimonium crudum) auf's Futter zu geben; dieß kühlt ihr hitziges Geblüt recht ab. — Brauer und Branteweinbrenner, machen freylich in den meisten angeführten Fällen, eine Ausnahme von der Regel aus, um ihren Treber, und Branteweinstrank zur Mast anzuwenden.

Beyde Geschlechter werden hier zu Land, ehe sie in die Mastung gestellt werden — verschnitten. Dieß hält man für unumgänglich nothwendigt und bey alle dem geschieht es in andern Gegenden gar nicht, so wie z. B. in Niedersachsen, S. Hannöv. Magaz. 1767. S. 1428. Die Ställe sind durchgängig klein, niedrig, und mit einem Boden von eichenen Bohlen versehen; so sind auch die Tröge

meist

meist von Eichenholz --- selten daß man einmal einen steinernen findet. --- Die Ställe sollten aber geräumig, und die Tröge von Stein seyn. S. Georgical essays II. de re rustica 4. Young's Essay on the management of hogs, including experiments on rearing and fattening them 8. London 1769. Physikal. ökonom. Bibl. III. Mit der Eichelmast --- hat es --- wo es Laubwälder giebt --- folgende Beschaffenheit: Entweder werden solche Reviere, die mit Eicheln und Buchekern zugleich, oder auch nur mit einerley gesegnet sind --- an die Meistbiethenden verpachtet, und von solchen mit Schweinen betreiben, oder es wird eine bestimmte Anzahl Schweine eingeschlagen, und dann für jedes Stük, ein gewißes Mastgeld entrichtet.

Sobald nach geschehener Besichtigung im Monat September, die Mast beyläufig vom Jäger und einigen Gemeindvorstehern, geschäzt worden (nämlich wie viel Stük ohngefähr eingeschlagen werden können?) so ergeht ein Circulare an die benachbarten Dorfschaften, welche, die festgesezte Zahl beyzubringen --- eingeladen werden. Der

Preiß,

Preiß, oder vielmehr das Mastgeld für das Stük, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen; an manchen Orten bezahlt man zwey, an andern drey, vier Gulden und darüber. Die Witterung kann hierbey den grösten Strich durch die Rechnung machen, denn wenn es zeitlich zuschneit, so müssen denn freylich die eingeschlagenen Schweine, unverrichteter Sache wieder in ihre Heimath zurükkehren. Ist aber die Witterung der Art: daß die Schweine ihrem Fras, bis gegen Weynachten im Holz nachgehen können, so leidet das bestimmte Mastgeld keinen Abbruch --- denn die Mast ist alsdann vollkommen.

Die Gemeindepläze, werden durch die einzelnen Mitglieder der Gemeinde --- die ihr Gemeindrecht dazu haben, nach Beschaffenheit der Umstände betrieben; so, daß in manchen Jahren zwey, und in manchen mehr oder weniger Stükke auf den Antheil kommen, oder von jedem Mitglied der Gemeinde, in die Mast getrieben werden dürfen.

In den Gemeindhölzern, ist die Nachmast üblicher, als in herrschaftlichen Hölzern.

Man

Man schlägt nämlich, wenn die eigentliche Mast vorüber ist, oder wenn die eingeschlagenen Schweine, fett genug und wieder ausgeschlagen worden sind, nach Beschaffenheit der Witterung (kurz vor, oder gleich nach Weynachten, auch später) abermals eine Anzahl Schweine (die freylich weit geringer als die erste ist, und blos von der zu jener Zeit noch vorhandenen Mast bestimmt wird) ein. Diese vor und nach Weynachten, in die Mast eingeschlagene Schweine, werden nach Befinden der Umstände, wo kein Wasser in den Hölzern anzutreffen ist --- täglich an die Teiche, Pfützen oder andere Wasser getrieben, und der Art getränkt und geschwemmt. Die dabey angestellten Sauhirten, bleiben (wie die Schäfer in den Pferchkarren des Nachts bey ihren Schafen bleiben) gleicher Weise bey ihren Säuen, die wie die Schafe, alle Nachts in ihre Horden unter freyem Himmel getrieben werden.

Auch werden hin und wieder die Eicheln und Bucheckern nach der Metze verkauft --- und die Hölzer der Art gar nicht betrieben. Entweder wird alsdann das ganze

Revier an die Meistbiethenden verpachtet, welche die Eicheln und Buchekkern auf ihre Kosten zusammenlesen lassen, oder der Eigenthümer läßt es selbst thun, und verkauft alsdann seine Waare um einen beliebigen Preiß. -- --

Es steht dahin: ob diese Benutzungsart (durch das Auffammeln der Eicheln und Buchekkern) jener (durch Einschlagung der Schweine) nicht vorzuziehen ist; denn jene Fütterungsart, hat --- wie jede Sache --- ihre guten, aber auch böse Seiten. Von der guten Seite betrachtet --- ist es fast unmöglich, seine Schweine wohlfeiler, besser und geschwinder, als der Art mästen zu können. Von der üblen Seite betrachtet, muß man aber eben sowohl zugeben: daß in die Mast getriebene Schweine --- welche nach kurzer Zeit meist wild, wenigstens unzähmbar werden --- den größten Theil der Hüthungsörter so umwühlen, daß diese verwüsteten Plätze in vielen Jahren kein Gras geben, und daß dieser Verlust --- wenn es einige Jahre hintereinander Mast giebt, für solche Gemeinden, die von ihrem Mißgeschik dazu verdammt sind: ihr Vieh den grösten

Theil

Theil des Jahrs auf den Weiden im Holz -- mithin recht spährlich ernähren zu müssen --- beträchtlich für die meisten unersezlich ist; denn so ist die geringste Einbus an Huth und Weide, wenn sie auch noch so fehlerhaft --- noch so wenig zu empfehlen ist --- für den Landmann, der durch die eiserne Hand des Herkommens, oder wohl gar des Vorurtheils, seine Umstände zu verbessern abgehalten wird, weil das Vieh des Akkers wegen gehalten werden muß, und der Mist — zur Besserung des Akkers, alle andere Kunststükke übertrift. S. die neuen Abhandlungen und Nachrichten der Braunschweig Lüneburgischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle I. Band 1787.

2) Daß es ein besonderes Glük ist, wenn die zur Mastung nöthigen Wochen, ohne widrige Zufälle so verstreichen, daß der Eigenthümer seine Schweine schlachtbar nach Haus bringen kann. 3) Daß man nicht solche fette Schweine, und so sich haltendes Fett, wie von Schweinen die mit Frucht gemästet werden, erwarten darf. 4) Daß hundert Zufälle die ganze Mast vereiteln können, so daß die Schweine zum schlachten

zu mager, zum Uebergehen aber zu feist sind, man also mit geschrotenen Körnern nachmästen muß; diese Nachmast geräth aber deshalb allemal schlecht, weil die in den Forsten unruhig, ja wild gewordenen Schweine, sich zu der — zur Mast so nöthigen Rast und Ruhe nicht mehr gewöhnen können. 5) Daß unter solchen Mastheerden, sehr oft Krankheiten und Sterben entstehen, wovon die Ursachen leicht zu finden; weil das unruhige Vieh zu erst beym Einschlagen, durch's Brennen oder Brandmarken, halb toll gemacht, nachgehends beständig mit schreklichen Schlägen zusammengehalten wird; so daß sich solches oft erhitzt, zugleich aber — wider die vorige Gewohnheit — unter freyem Himmel, bey jeder Art Witternng liegen, und sich verkälten muß, und bey Vorboten von Krankheiten, außer dem rasenden sogenannten wilden Feuer, keine Verwahrungsmittel zu gebrauchen steh'n. 6) Daß die Mastschweine den vortreflichsten Anflug, mit samt den Wurzeln umwühlen, indem sie Wurzeln, Würmer Käfer, Mäuse, Schwämme u. dgl. m. suchen. Man sieht es allen Plätzen, wo eine solche Schweinkultur gewesen, im fol-

genden Jahr an: Bäume und Boden stehen traurig da; wenige erholen sich — viele bleiben im Wachsthum stekken — und die mehresten gehn aus. — Freylich müssen die jungen Eichen auf einem solchen herumgewühlten Platz — wie durch die Kunst gepflanzt — hervorwachsen, und vortreflich gedeihen; wenn aber einige Jahre darauf wieder Mast vorfällt, so wird ein solcher Ort gleichfalls wieder mit Mastschweinen behütet, und wehe dann den schönen jungen Eichen, die die vorigen Schweine gepflanzt! je lokkerer der Boden — desto gewisser gehen sie alle verlohren.

Diesem Uebel abzuhelfen, wären meines Erachtens! folgende Gedanken zu beherzigen, die ein Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, irgendwo geäussert: „Man sollte gar keine Schweine mehr in die Mast treiben, als nur bey besonderen Fällen, wo der Ort und die Beschaffenheit des Reviers es sachdienlich machen; welche Fälle vorher genau, und ohne Vorurtheile zu untersuchen und zu bestimmen seyn würden, dagegen jedem Unterthan, auf so viel Personen als er

 verlan-

verlange, ein Erlaubnißzettel gegeben werden, in dem darin zu benahmenden Revier, Eicheln und Buchekkern klopfen und lesen zu dürfen; und er bezahlte für jede Person ein gewisses Stük Geld, und ganz Arme lieferten zur Besaamung eine Mastzahl in natura; so möchte wohl eben so viel, als durch das Eintreiben der Schweine — nach Abzug der Mast — Besichtigungskosten, des Hüterlohns, des Holzes, so die Hirten versengen und verbrennen, und dessen was zu Ställen und Hütten erforderlich ist, ohne auf den Schaden für die Herrschaft und ihre Unterthanen zu rechnen — eben so viel baares Geld zur Einnahme kommen, als vorher; und hätte man je zu grose Lust zum Verpachten, so könnte man ja auch ganze Reviere, zum Klopfen und zum lesen an Communen verpachten, aber mit dem ausdrüklichen Beding: daß sie keine Schweine in den Forst oder auf die Plätze brächten — wohin sie mit solchem Vieh nicht berechtigt sind, und daß sie keine Zweige von den Bäumen reißen, oder mit Aexten oder andern Instrumenten auf solche klopfen dürften. Das Klopfen, mit einer Stange, oder mit einem hölzernen Klöpper,

per, auf die Aeste, thut Eicheln und Buch-tragenden Bäumen, eben so wenig Schaden, als den welschen Nußbäumen, welche der Bauer — ohne Bedenken — recht derb (oft über die Gebühr) beym Abnehmen der Nüsse durchpeitscht. — Der Unterthan würde — zumal da die Fruchterndte um diese Zeit vor-über ist — gern Zettel lösen — die Menge von Eicheln und Bucheckern sammeln — we-niger vom Frost verderben lassen — seine Schweine damit im Stall fett machen — (wo eine Metze mehr als drey im Forst thut) — seinem übrigen Vieh nothdürftig davon ab-geben — sie erst troknen — nachgehends schreken lassen (da sie noch besser mästen) — den Uiberfluß verkaufen, und damit wie mit anderem gewonnenen Getreyd, oder mit Erd-äpfeln ein Negoce treiben — und allen sei-nen Kindern und Angehörigen einen beträcht-lichen und angenehmen Verdienst geben kön-nen. Seine Viehweiden würden dadurch nicht geschmälert — die Gemeindplätze sammt den Forsten nicht so sehr beschädigt, und die von Gott bescheerte Mast, würde nicht — wie gegenwärtig höchstens um die Hälfte — sondern ganz benuzt." Noch verdient da-

bey angemerkt zu werden: daß die auf hinlänglich geräumiger und hohen Ställen gemästeten Schweine, nicht ungesund sind.

Man hält die Eicheln — auf folgende Weise verfüttert, für das beste Futter, welches man den Schweinen geben kann: Es werden einige Metzen oder Malter Eicheln an einen warmen Ort, zusammen in ein Loch in die Erde gethan, und mit Wasser wohl angefeuchtet, worinn ein paar Hände voll Salz zergangen sind. Sie erhitzen sich, und keimen in wenig Tagen. So bald sie ohngefähr 3 Zoll ausgewachsen, werden sie heraus genommen, auf eine Tenne zum troknen ausgebreitet, und in zwey bis drey Tagen, den Schweinen davon, und zwar in den ersten Tagen, nicht viel auf einmal, und des Tags nur zweymal gegeben. Hernach giebt man sie täglich dreymal, und zuweilen etwas wenig Spieligt oder Küchentrank, und ein wenig Korn dazwischen. Die Eicheln hitzen sehr und mästen gut, wenn die Schweine nicht dabey eingesperrt werden, sondern frey herum laufen. Vor dem Schlachten bekommen sie noch ein paar Metzen Erbsen oder

Ger-

Gerstenschrot; dieß macht das Fleisch desto besser. So mästen auch die Erbsen vortreflich, wenn sie gemalzt, und so wie die Eicheln ausgekeimt. — — — — —

Hier zu Land weiß man nichts davon: die Schweine zu ringeln, oder ihnen ein Gabelförmiges Eisen, mit einem Ring in die Nase zu stekken, oder ihnen schon in der Jugend, diejenige Sehne, die den Rüßel in die Höhe zieht zu zerschneiden, um das schädliche Wühlen zu verhüten. S. Linne Westgothische Reise S. 110. Allgem. Haush. und Landwissenschaft. I. S. 801. Wir sind der Meynung: daß sie uns durch ihr wühlen, doch zuweilen nüzliche Dienste leisten.

Gegen die Finnen, welche Fleisch und Fett — nicht schädlich, wie es der allgemeine Wahn ist — sondern nur ekkelhaft machen, wissen wir zur Zeit noch kein anderes Mittel, als den Gebrauch des rohen Spiesglases.

„Die Finnen — sagt Ludwig Stielberg — entstehen daher, wenn man die Schweine erst bis auf die Knochen herabhungern läßt; vermeidet dieß, und eure Schweine, werden von Finnen frey seyn. S. den vollkommenen Schweinhirt, oder die Art Schweine zu erziehen, zu mästen, und vor Krankheiten zu bewahren. Halle und Leipzig 1790.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Futterbau.

(Der Schöpfer der Natur, hat die Arbeit zu aller Menschen ersten Pflicht gemacht, und der Bearbeitung der Erde den ersten, den obersten Platz angewiesen; unsere Bedürfnisse machen die Lobrede des Akkerbaues aus.)

So schwer es auch ist: das beste Verhältniß, zwischen Wiesen und Getreydfeldern im allgemeinen zu bestimmen; --- so einleuchtend und offenbahr ist doch der Fehler, wenn man den Mangel der Futterkräuter, überhaupt des Futters, lieber durch Verminderung der

Viehzucht als durch Verbesserung und Vermehrung der Wiesenplätze, und Zerschlagung der Gemeinheiten heben will. Dieß ist leider! zum grösten Theil der Fall in Franken. --- Von Seiten der Herrschaften, wird der Futterbau anbefohlen --- der Unterthan dazu aufgemuntert --- dem Schäfer bleibt es aber unverwehrt: den Klee in der Braache weghüten, und die --- mit saurem Schweiß und Mühe urbar gemachten Plätze aushüten zu dürfen. Die Gemeindwaasen und Gemeindplätze --- bleiben unvertheilt --- unurbar liegen --- und wenn es auch die Unterthanen zehnmal darauf antragen: solche zerschlagen und urbar machen zu wollen. Die meisten Dorfschaften haben mehr Gemeind und Huthplätze, als bei einer kunstmäßigen Kultur nöthig seyn würden. Viele tausend Morgen, die jezt ganz unbenuzt, ganz öde und wüst daliegen, könnten --- ohne vermehrte Volksmenge --- blos durch erhöhte, und von Seiten der Herrschaften aufgemunterte Industrie --- in Getraidfeld verwandelt werden. Leider! ist man aber noch immer der irrigen Meynung, als könnte man dem Vieh den Mangel eines guten reichlichen Futters, durch die

Gröse

Gröse des Platzes ersetzen; der doch --- etwas Moos und Spitzgras ausgenommen --- nicht das mindeste trägt: und was ist auch ein Platz zu tragen im Stand, wo das Vieh --- so lang nicht allenfalls tiefer Schnee liegt --- unaufhörlich darauf herum läuft, und der noch überdieß, nicht in der mindesten Kultur steht? --- denn ganze Gemeinden oder Dorfschaften, treiben ihr Vieh --- ohne Ausnahme, Pferde, Rindvieh — Schweine — Schaafe — Gänse ꝛc. gemeinschaftlich dahin, und da ein solcher Platz allen Gemeindgliedern gehört, so wird er auch von keinem geschont noch gebessert. Ein Gegenstand, der billig die Aufmerksamkeit der Polizey auf sich ziehen sollte!!! Außer diesen beträchtlichen Huth und Weidplätzen, haben wir eine geringere Anzahl Wiesen, die ein, zwey und dreyschürig sind. Erstere nennt man hier zu Land: **Jakobi-Wiesen** oder **Heuwiesen** (weil sie nur Heu, und kein Grumet geben —) Die zweyte Art — **Pfingst-Wiesen**, oder **Grumetwiesen** (weil sie auch Grumet geben) und die dritte Art: **Dreyheuige Wiesen**, auch **Pfingst-Wiesen.** Das abgemähete Gras, wird

gleich von der Sense weg, auseinander gestreut, nach der Zeit einigemal gewendet, in kleine Haufen, und endlich auf noch grösere Haufen gebracht und eingefahren. Einige Landgüter ausgenommen, weiß man nichts davon: das schnell ausgetroknete Heu und Grumet, in fest gebanseten Feimen, unter freyem Himmel zu lassen. Alles Futter kömmt entweder in die dazu bestimmten Viertel in die Scheuern, oder auf trokene und luftige Böden. Ich meines Theils, ziehe selbst trokene und luftige Böden den Feimen, oder englischen Heuschöbern, wie sie Kalm in seiner Reise I. S. 224, 299. zum Muster beschreibt, vor. Zum Aufthürmen gehört eine besondere Manipulation die unsern Taglöhnern und Arbeitsleuten nicht eigen ist, und dann geht alljährlich ein beträchtliches Quantum, durch die verwitterte Aussenseite ꝛc. ꝛc. verlohren — den Aufwand, den die Aufrichtung der Masleine selbst erfordert — noch ungerechnet.

Man weiß hier zu Land auch nichts davon: das Heu dadurch gegen die Fäulung zu sichern: daß man zwischen dasselbe Röhren

legt,

legt, die auch nur aus Brettern zusammen geschlagen seyn können.

Wo es die Lage und Beschaffenheit der Wiesen und des Wassers erlauben — ist die Wässerung, oder künstliche Uiberschwemmung, eine sehr gebräuchliche Sache. Im allgemeinen aber, wären zur Ablassung des Wassers, hauptsächlich zur Abführung des stehenden Wassers auf den Wiesen, ungleich mehrere Abzugsgräben nöthig. S. Stapfers Versuch über die beste Art, die Wiesen zu wässern. Anleitung für die Landleute über die Wässerung der Wiesen (aus den Preißschriften zusammen gezogen) 8. Zürich 1774. J. Bertrand, Kunst die Wiesen zu wässern, 8. Nürnberg 1765. (und vermehrte Ausgabe ebendaselbst 8. 1744.) De l'eau relativement à l'oeconomie rustique, ou traité de l'irrigation des prés par Bertrand a Avignon 8. 1764. — —

Es ist oft lächerlich anzusehn, wie viele Mühe man sich hin und wieder giebt: das Moos, durch Ausstreuung der Asche, des Gypses ꝛc. auf den Wiesen auszurotten; da es doch erwiesen ist: daß die Moose die Grä-

ser

ser gar nicht verdrängen, sondern nur da wachsen, wo diese fehlen, oder wo diese ohnehin, nicht wachsen können, und daß die Moose von selbst absterben, so bald das Erdreich zum Grasbau wieder tauglich gemacht wird. Die Moose sollten bald verschwinden, wenn man nur erst anfangen wollte, die Wiesen bald als Wiesen, bald als Getraidland zu benutzen. S. N. Oest. Abhandlung vom Akkerumsatz. 8. Flensburg 1765. C. F. Rosenovs Versuch einer Abhandlung vom Akkerbau und der Koppelwirthschaft 8. Leipz. 1759. (von Vogesak) zur Aufnahme der Landwirthschaft S. 26.

Was die Düngung der Wiesen anlangt — so läßt sich im allgemeinen nichts bestimmtes darüber sagen. Der eine düngt gut, und alljährlich, der andere schlecht und selten; der eine im Herbst, der andere im Frühjahr — kurz! ein jeder strekt sich nach seiner Dekke, und wer im Ganzen ein schlechter Wirth ist — der ist es auch in diesem Betracht.

Von allen den unzähligen angerühmten und herausgepriesenen Futterkräutern — ist der Kleebau hauptsächlich, der nach und

nach

nach auch bey uns in Aufnahme kommen zu wollen scheint; nehmlich: die Luzerne (Medicago sativa) S. Museum rusticum. Die Esparzette (Hedysarum onobrycliis) S. Acta academiae Mogantinae II und der rothe Wiesen-Klee (Trifolium pratense.) Dieß sind auch ohnstreitig die vortheilhaftesten Futterkräuter für unsere Gegend, welche sich am besten für unsern Boden schikken, ohne viele Düngung, ohne beschwerliche und kostbare Wartung einige Jahre dauern, den Boden nicht sehr entkräften, aufrecht wachsen, uud reichliche Erndten geben. S. Novi commentarii societatis scient. Gottingensis I. S. 1. Linnei amoenitat. academ. II. Journal oeconom. 1759. avis sur la maniere de faire et cultiver les prairies ordinaires et à regain. J. C. D. Schrebers botanisch-ökonomische Abhandlung vom Grasbau. 8. Leipz. 1763.

Schade nur! daß der Kleebau noch nicht im Grosen, sondern noch so ganz im Kleinen, bey uns betrieben wird. Der Bauer würde aber gewiß grösere Stükken, mit dem spanischen oder holländischen Klee (Trifolium pratense) ansäen, wenn ihm der

Dorf-

Dorfdespot, der Schäfer, einen gröseren Platz von seiner Braache dazu einräumen und hegen wollte. Die Luzerne und Esparzette, kann er folgends nur (wegen ihrer längern Dauer) in Gärten oder solche Stükken säen, die mit den Schaafen nicht betrieben werden dürfen — mithin ist der Kleebau bey uns zu Land, noch ein bloses Miniaturgemälde! — bey alledem darf der fleißige Landmann nicht verabsäumen: seine Kleestükken im Herbst bey guter Zeit mit Mist zu überführen, und solchen im Frühjahr nicht vor der Zeit weg zu thun, sonst wird seine ganze Aussaat, den räuberischen Klauen des Schäfers zu theil, der dieser Vorsicht ohnerachtet, bey alledem seinen Saafen den Zehenden per fas et nefas davon zu verschaffen weiß.

Selten daß ein Bauer, wo und wenn anders Gyps zu haben ist — seine Kleefelder im Frühjahr nicht damit übersäen sollte. Bey der Fütterung des Klees, trift sich auch in den Sommermonaten, der Fall bey uns häufig: daß sich in den Gedärmen des Viehes, welches häufig mit frischem unvermischten und

un-

ungeschnittenen Klee gefüttert wird, Winde erzeugen, die endlich die Häute durchdringen, die Höhlung des Bauchs erfüllen, die Haut bis zum zerplatzen ausdehnen, und also eine gefährliche Windsucht, auch Darmgicht (Emphysema, Tympanites, Voluoulus) verursachen. Das gewöhnlichste und im Durchschnitt gebräuchlichste Mittel dagegen ist: dem Vieh warme Milch zu geben (welches von der ökonomischen Gesellschaft zu Tours nachdrüklich empfohlen, und vom Herrn Tschiffeli in den Briefen über die Stallfütterung bestätigt worden) und dieß Mittel ist so wirksam, von so gutem Erfolg; daß durch diesen Zufall alljährlich unzähliges Vieh aller Orten darauf geht, wo das vom Herrn Meyer, in der Beschreibung von Kupferzell S. 152. und vom Herrn Hofrath Medicus in den Schriften der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft 1771. S. 260. und in Krünitz ökonom. Encyclopädie II. S. 745. beschriebene Instrument der Trokar (Troisquarto) noch nicht bekannt ist (er ist es aber noch an den wenigsten Orten,) mit welchem man — bey der Gefahr des Zerplatzens — eine Oefnung auf der linken Seite, zwischen den Ribben und

dem

dem Kreuzknochen, senkrecht in den von Winden ausgedehnten Leib macht, und die Wunde eine Zeitlang offen erhält. Dieses Mittel, soll mit gutem Erfolg — zu allererst in England angewendet worden seyn.

Der Pfarrer Christ in seinem Unterricht von der Landwirthschaft nud Verbesserung des Feldbaues, so auch der Pfarrer Werner in seinem Catechismus des Kleebaues sind beyde der Meynung: „das gemähete Futter — um seine Farbe beyzubehalten, und ihm die völlige Süßigkeit zu geben, ein bis zwey Tag und Nächte auf dem Schwad, so wie es gemäht ist, liegen lassen zu sollen. — Hier zu Land, glaubt man just vom Gegentheil überzeugt zu seyn — und ich meines Theils, getraue mir — nach häufig — deshalb — vorzüglich mit dem Klee angestellten Versuchen — die in diesem Betref hier zu Land übliche Verfahrungsart, mit Gründen vertheidigen zu können. — —

Wir folgen nehmlich hierinnen ganz dem Beispiel der Schweizer — wir breiten das Gras unmittelbar nach dem Abmähen aus-

ein,

einander, und bringen es alle Abend in kleine, endlich in grösere Haufen zusammen, — bis es trokken oder wirkliches Heu ist.

Solchergestalt schrumpfen die Grasstoppeln nicht so geschwind von der Hitze zusammen, sondern ihre Säfte ziehen sich nach und nach zurük, und widmen sich neuen Keimen. Das Gras erhizt sich solcher gestalt nicht, sondern schreitet sogleich zum welk werden — kann folglich auch eher zu Heu werden. — Ich lasse die des Tags über benöthigten Futterkräuter, meist gegen Abend mähen, und dann die abgemäheten Kleeäkker mit verdünnter Mistjauche begießen, erstlich; um dadurch den üblen Folgen eines bethauten Futters zu entgehen, und dann; damit die Sonne die Saftröhren der Kleestökke und Wurzeln nicht überfallen und zusammenschrumpfen kann, und daß die Mistjauche den baldigen Wiederwuchs des Klees befördern möge. Da ich dieß — bey einem beträchtlichen Viehstand, und einer verhältnißmäsigen Anzahl Futteräkker, ohne vermehrten Zeit und Kostenaufwand, mehrere Jahre zu verrichten im Stand war, so muß es wohl

 auch

auch jeder Bauer, bey einem ungleich geringern Viehstand, und mithin auch geringerer Anzahl Futteräkker, um so viel leichter und bequemer auszuführen im Stande seyn. Im wirthschaftlichen Fache kömmt es ebenfalls, wie bey jeder andern Sache, blos auf die einmal eingeführte Ordnung an.

Der Kleesaamen, wird hier zu Land auf folgende Weise gewonnen: so bald der Klee reif ist, und die Blüthe zu verdorren anfängt, wird er bey gutem Wetter abgemäht, oder mit der Sichel wie das Getraid geschnitten, verschiedene mal umgewendet, und wenn er ganz dürr ist, eingefahren, und alsbald gedroschen, wo ohne viel Arbeit die Hülsen, worinnen sich der Saame befindet, vom Stengel abgehen. Das gedroschene wird ausgeschüttelt, zusammengebunden und theils verfüttert, theils untergestreut — weil die harten Stengel zur Fütterung nicht viel tauglich sind. Die abgedroschenen Hülsen und was von den Stengeln abgegangen ist — dieß wird alles von dem Unrath gereinigt und auf den Boden geschüttet. Im Winter werden diese Hül-

sen

sen in Säkke gefaßt, und in die Stuben nahe an die Oefen auf aufgemachte Stangen oder Latten gelegt, wo sie ohngefähr 14 Tage liegen, bis sie nach und nach recht dürre geworden sind. Alsdann trägt man diese Säkke auf die Scheuntenne, schüttet solche aus und läßt sogleich dreschen, und während dessen oft umrühren, da dann in weniger Zeit sich die Hülsen auseinander geben, und alles zu Staub wird. Dieses wird alsdann, ganz langsam und gelinde, durch die sogenannten Puz- oder Fegemühlen (deren ich schon Erwähnung gethan) getrieben, wo der Kleesame gerade niederfällt, der Staub und Unrath aber fortgetrieben wird. Dieses Fegen wird einigemal wiederholt, weil sich der schwere Staub, nicht leicht vom Saamen scheidet. Zulezt wird es durch ein klares Sieb — welches so klar ist, daß nichts als der Kleesaame durchfällt, nochmals au ein Tuch gesiebt, weil sich der Saame, der sehr klein ist, nicht gut auf der Tenne einfassen läßt. Was für Hülsen sich etwa noch nicht auseinander begeben haben, bleiben im Sieb — und werden wieder mit auf die Dörre gelegt. — — —

Diese Verfahrungsart, verursacht — zumal wenn der Kleesaame in beträchtlicher Menge gebaut wird — eine ungeheure und mühsame Arbeit, und ist — in Rüksicht des damit verknüpften Holz und Zeitaufwands, äuserst kostspielig; des so wichtigen Umstands nicht zu gedenken: daß ein auf solche Weise behandelter Saame (wenn der, zu seiner Austroknung, erforderliche Grad der Wärme nur im mindesten übertrieben wird — und wer sollte just diesen Grad zu bestimmen im Stand seyn?) die meisten seiner öhlichten, mithin seine Hauptbestandtheile verliert. Doch jezt zur Sache! — der so berühmte als verehrungswürdige Herr von Pfeiffer in seinen Berichtigungen berühmter Staats- Finanz- Polizey- Kameral- Commerz- und ökonomischen Schriften dieses Jahrhunderts, sagt unter andern im 1ten Band S. 160. „ob es nicht zuträglich sey, das Saamenkorn erst nach Weyhnachten bey Frostwetter zu dreschen, und auch da nur den Vorlauf zu nehmen, das Stroh aber hiernächst rein auszudreschen. Man würde durch diese Oekonomie wenigstens ein Drittel Saamenkorn erspahren, weil das im August und September-

Mo-

Monat gedroschene, nicht völlig abgeschwizte Getraid, noch lange nicht die Härte hat, daß es dem Schlag des Flegels, ohne an seinem Keime beleidigt zu werden, wiederstehn kann, daher dann so manches durch die Schwere des Flegels unfruchtbar gemachte Korn in der Erde verderben muß. — Freylich würde dieser Vorschlag das vorräthige Saamenkorn an Winterfrucht auf den Böden voraussetzen, welches eben nicht jedes Bauern Sache seyn, mancher auch wohl gar fürchten möchte: daß ein jähriges Getraid zum Saamen nicht tauge — doch dieß gehört nicht zur Sache! denn ich habe jezt mein Augenmerk blos auf den Kleesaamen gerichtet. Dieser so einleuchtende, als auf natürlichen Gründen beruhende Vorschlag, machte sogleich — zumal da er von so einem erfahrenen und gründlich denkenden Oekonomen kömmt — den Vorsatz bey mir rege: einen Versuch mit meinem Kleesaamen (den ich in sehr beträchtlicher Menge gebaut) nach dieser Vorschrift machen zu wollen. Ich that es wirklich! und der Erfolg, war über meine Erwartung — besser als ich mir es nur hätte versprechen können. — Ich habe durch vier

Leute, in Zeit von acht Tagen, zehn Zentner, im Frost ausdreschen lassen — da ich noch das Jahr vorher, kaum die Hälfte mit der nehmlichen Anzahl Leute, auszudreschen im Stande war. Ich habe nicht nur, eine beträchtliche Summa im Holz — und durch verringerte Arbeit und Mühe erspart — sondern auch dadurch, einen ungleich bessern Saamen, als das Jahr vorher, gewonnen. — Ich habe mehrere Versuche, mit diesen im Frost ausgedroschenen Saamen gemacht — und mich dadurch immer mehr und mehr davon überzeugt, daß er gegen jenen (der am Ofen ausgetroknet, und dadurch zum Dreschen geschikt gemacht worden) von doppeltem Gehalt ist. In einem irdenen Blumen Schirm, ist mir von dem im Frost ausgedroschenen, fast nicht ein Korn ausgeblieben — im Gegentheil aber, von einem am Ofen ausgetrokneten Saamen, nicht ein ganzes Drittheil aufgegangen, ohnerachtet in beyden Schirmen einerley Gartenerde, und in keinen von beyden, ein Körnchen Saame mehr, als in dem andern war — ohnerachter beyde gleich begossen — und in gleicher Wärme erhalten worden. Im Wasser, blieb eine ungleich grö-

sere

ſere Anzahl des am Ofen ausgetrokneten auf der Oberfläche des Waſſers, als von jenem ſitzen, der im Froſt ausgedroſchen worden. Lezterer wiegt auch — in gleichem Maas, ungleich ſchwerer, als jener. Dieß iſt wohl hinreichend, den Satz zu beſtätigen: daß es am beſten, und vortheilhafteſten iſt, den Kleeſaamen (wenn es anders die Witteruug erlaubt) im Froſt ausdreſchen zu laſſen. Man erſpahrt nicht allein Zeit, Geld und Mühe dabey — ſondern gewinnt auch einen ungleich beſſern, und vollkommnern Saamen dadurch.

Viele, der neuern Wirthſchaftsreformatoren, empfehlen — als wären ſie ganz von der guten Sache überzeugt — allgemein Wintergetraid — auf die umgeriſſenen Kleeſtoppeln zu ſäen, und verſprechen zugleich die ergiebigſten Erndten davon. Bey alledem leidet dieſe Regel ihre häufigen Ausnahmen (ſo wie es allen vermeynten Univerſalmitteln zu geh'n pflegt!) denn dieß läßt ſich ſchlechterdings nur im ſandigten, oder überhaupt leichten Boden bewirken, und thut — wo ſchwerer Boden vorhanden,

schlechterdings nicht gut — weil man diesen aller Müh und Arbeit ohnerachtet, auf einmal mit dem Pflug nicht mürbe zu machen im Stand ist, wodurch der darauf gesäete Saamen ausser Stand gesezt wird, gehörig hervorkeimen, nehmlich durch die undurchdringlichen Schrollen oder Erdglöse dringen zu können. Ganz anders verhält sich's aber damit, wenn man den Akker, der in diesem Jahr Klee getragen, noch in demselben Herbst (gleich nachdem man den lezten Schnitt davon genommen) reissen — den Winter über so liegen, und dann im nächsten Frühjahr nochmals akkern, und mit Sommerfrucht einsäen läßt; der dabey zu erwartende Gewinnst ist unbeschreiblich! ich habe es nicht nur im kleinen --- ich habe es häufig im Grosen probirt --- und die Sache immer mehr und mehr richtig befunden. Der Akker wird nicht nur durch die Witterung, (Schnee, Frost, Regen u. dgl. m.) den Winter hindurch lokkerer und mürber, sondern auch fruchtbarer gemacht. Der Schnee sezt seine Salpetertheile auf das Feld ab, bringt gleichsam dem Feld so viel düngende Theile bey, und die Winterfeuchtigkeit überhaupt, löst die schon

im

im Boden vorhandenen fruchtbaren Theile auf, und macht sie dadurch geschikt: den Pflanzen zur Nahrung dienen zu können. Wird nun ein solches Stük Feld, im Frühjahr nochmals herumgerissen, und beym Einsäen der Sommerfrucht mit der Ege überfahren, so wird es einem Gartenland gleich, und gewährt jedesmal die schönste und ergiebigste Erndte. Ich habe kaum auf Pferchäkkern so schöne und häufige Gerste --- als auf Kleestökken gebaut, die der Art behandelt worden sind.

In einem neuen ökonomischen Werk: Auf Erfahrung beruhende für den gemeinen Landmann nöthige Anweisung, wie derselbe seine Schaafzucht verbessern, die Wolle vermehren und veredlen kann 2c. 2c. steht unter andern im Anhang (vom Futterkräuterbau) „Beym Einkauf des Luzernersaamens, hat man viele Vorsicht nöthig, daß man nicht betrogen werde, und anstatt Luzerne --- Kleesaamen bekomme, weil dieser jenem sehr ähnlich, aber weit wohlfeiler, als der Luzernersaamen ist.“

Der Unterschied ist bey alledem, für ein nur wenig geübtes Aug beträchtlich: da der Luzernersaame an Farbe und an Gröse sehr ver-

schieden von dem gemeinen Kleesaamen ist. Der gemeine Kleesaamen ist en miniatur fast wie eine Linse gestaltet, der Luzernersaamen hingegen, ist länglicht, der gemeine Kleesaame hat eine in's grünlicht fallende Farbe (wenn er anders gesund und beym dörren nicht verbrennt ist!) der Luzernersaame hingegen fällt vielmehr in's hochgelbe. Der gemeine Kleesaame ist klein --- der Luzernersaame verhältnißmäsig viel gröser.

Anhang

zum zweiten Band

der phisikalisch-ökonomischen Beschreibung von Franken.

Zu Folge des Plans, den ich zu diesem Werk entworfen, und der Ankündigung zu Folge, die ich im Jahr 1789. bekannt gemacht --- füge ich nun auch --- um was ich versprochen, nach möglichsten Kräften zu erfüllen --- die versprochene Schilderung einzelner fränkischer Districte --- die sich entweder durch eine ganz zwekgemäse, oder durch eine ganz fehlerhafte Oeconomie vor andern auszeichnen --- noch hinzu. Ich werde mich aber, mit allem Vorbedacht, nur

auf

auf ein einziges Beyspiel jeder Art einschränken, um mich nicht in Wiederholungen verlieren, und den Druk dieser Bögen, die m ein Verleger ohnehin schon längst erwartete --- nicht dadurch noch mehr verzögern zu müssen.

Und nun zur Sache! --- Ich mache den Anfang mit der ökonomischen Schilderung, eines der unfreundlichsten Bezirke in ganz Franken --- mit dem sogenannten Steigerwald --- bey Neustadt an der Aisch. Dieser Bezirk, befindet sich noch, im Bezug auf Oekonomie --- in dem ersten Zustand seiner Barbarey; die Bewohner desselben, sind zwar fleisige und arbeitsame Leute, die immer mehr öde Pläße anbauen; bey alle dem sieht es aber doch um die Fruchtbarkeit ihrer Aekker noch immer sehr traurig aus. Die Hauptursache dieser Unfruchtbarkeit liegt vorzüglich in dem unproportionirten Verhältniß zwischen Wiesen und Feldern. Ein Bauer hat zu dreysig großen Waldmorgen Feld, von denen zuweilen eins mehr als 400 Ruthen enthält, nicht mehr als 4 Morgen Wiesen, und auch diese sind meistens von dem schlechtesten Gehalt. Diejenigen, welche

tief

tief liegen, sind sumpfigt, und treiben Pinsen, Schilf, Pfaffenkraut und anderes langes rauhes und saures Gras, welches oft kaum für die Pferde zu gebrauchen ist --- diejenigen hingegen, welche auf Anhöhen liegen, sind so spröd und dürre, daß man bey anhaltend heißen Sonnenschein, oft kaum ein Gräschen darauf sieht. Da müssen sich denn die armen Leute nicht wenig mühen und plagen, bis sie den ganzen langen Tag über etwas elendes Feldgras für ihr Melkvieh zusammen bringen. Das übrige Rindvieh wird von den ersten Frühlingstagen an, bis in den spätesten Herbst, auf elende Weiden getrieben, bekömmt im Stall wenig oder nichts, und muß sich lediglich mit dem wenigen behelfen, was es auf der abgebranten Huth und auf den Feldrainen abnagt, oder allenfalls hin und wieder von dem Getreyd, welches an Außenbeeten steht, stielet. Dadurch wird nicht allein der ganze Sommerdung unnütz verschleppt; sondern auch das Vieh, besonders das junge Vieh welches noch im Wachsthum steht, äußerst entkräftet und verbuttet; und was das allergröste Unglück

ist;

ist; so wird wohl schwerlich eine Gegend, mit so viel Schäfereyen heimgesucht seyn als diese.

Die Schäfer --- diese privilegirten Räuber, nehmen dem andern Vieh die wenige Nahrung, die es allenfalls noch auf dem Grasboden und auf den Feldstoppeln finden könnte, gar hinweg, und zehren, wie die Heuschrekkenheere, rund herum alles rein auf. Im Winter wird ihm blos kraft- und saftloses Stroh vorgelegt. Welch Wunder also: daß man in dieser Gegend lauter mageres und elendes Vieh sieht --- da es Winter und Sommer hungern muß! --- Das Melkvieh hat es noch am besten, indem man diesem alle gute Bisgen Gras, das man an gedüngten trokenen Rangen, oder in kleinen Grasgärten den Sommer über sammlet, vorlegt, mit unter auch eine Rübe und Kartoffel stampfet, solche mit Häkkerling vermischt und ihm zur Nahrung vorlegt.

Im Sommer muß es aber eben so wohl auf die magere elende Huth, und sich von der Sonnenhitze eben so durchbrennen,

von

von stechenden Mükken und Bremen eben so peinigen lassen, als das übrige Rindvieh. Nur wird es darinnen wieder ein wenig besser gehalten, daß, wenn es von der Huth zurükkömmt, ihm das gesammelte Feldgras, welches aber gemeiniglich elend genug ist, oder auch etwas frisches rauhes Wiesengras --- vorgelegt wird, während dem das junge Zuchtvieh zusehen und --- wenn es sich lang genug abgeschrien hat --- doch hungern muß. Den Zugochsen, wird zur Sommerszeit blos alsdann etwas im Stalle vorgelegt, wenn sie häufig zur Feldarbeit gebraucht werden. Aus diesem traurigen, aber ganz getreuen und wahrhaften Gemälde --- schließe man nun auf den Feldbau dieser Gegend; und das Resultat wird auf platter Hand liegen, daß es noch trauriger darum aussehen müsse. Die Bauern haben zwar viele Felder, aber dabey blos ausgehungertes kraftloses Vieh. Wie wollen sie nun mit demselben das dürre magere Land Sela herumbringen? --- Nur die obere vom Thau und Regen aufgelokkerte Kruste wird ein wenig herumgeworfen, das übrige bleibt immer in dem nemlichen Zustand, wie es von Er-

schaffung

schaffung der Welt her war, kömmt nie an das Tageslicht --- und kann daher nie von Sonne und Luft durchdrungen und fruchtbar gemacht werden. Das Getreyd kann daher auch niemals gehörig tief einwurzeln, jede starke Sonnenhitze wird ihm gefährlich, und brennt es natürlicher Weise ab. Nimmt man noch dazu den wenigen und höchst elenden Dünger, der auf die Felder gestreu't wird, und den man noch überdieß (zum Uibermaas aller ökonomischen Barbarey!) oft zwey ganze Monate lang auf ganz kleinen Haufen in freyer Luft liegen läßt, damit er ja die wenige Kraft, welche er noch in sich hat, gar verliehrt, so läßt sich nichts anders, als eine sehr klägliche Erndte auf diesen Fluren erwarten. Der Boden selbst hat ganz und gar keine natürliche Fettigkeit; er ist rauh, kalt, zum Theil lettigt, zum Theil sandigt, zum Theil milbigt, und blökt durchgängig für Dürre und Magerheit die Zähne.

Uiberfluß an gutem fetten Dünger und starkes kraftvolles Vieh, mit welchem man den Boden gehörig aufzulokkern und umzureissen im Stande wäre --- wäre also das

Hauptmittel, diesen an sich festen und magern Boden fruchtbar zu machen --- leider! fehlt es aber an beyden. So wie es aber in allen Fällen Ausnahmen giebt, so ist es auch hier. Manche Bauern --- besonders die im Aischgrunde --- haben auch etliche Morgen gute Wiesen, die eine, auch mehrere Stunden von ihrem Wohnort entfernt sind. Diese sind auch daher schon besser daran, indem sie alle Jahre einen grösseren Heuvorrath von vorzüglicherer Güte als ihre Nachbarn gewinnen, und dadurch nicht allein ihrem Viehstand mehr aufhelfen, sondern auch ihren Feldern besser zusprechen können.

Sie machen auch eben daher einen sehr auffallenden Contrast mit denselben. Hin und wieder giebt es deren auch, welche sich den Winter über mit Potaschensieden abgeben, und den Abgang davon jährlich auf ihre Wiesrn und Aekker streuen. Diese übertreffen fast noch die ersteren. Nicht minder hat diese Gegend auch einige Rittergüter, deren Aekker gleichfalls in ziemlich blühenden Zustand sind. Indessen machen diese drey Klassen nur den allergeringsten und fast un-

merklichsten Theil aus. Mithin ist und bleibt die Schilderung die ich von der Steigerwälder Landwirthschaft gemacht, im Ganzen richtig.

Nun fragt der Menschenfreund: Ist denn dieser armseeligen Gegend nicht zu helfen? --- Kann man ihrer natürlichen Unfruchtbarkeit nicht abhelfen? Antwort: Ja! --- man kann ihr abhelfen, und dieß --- nach den Erfahrungen und Versuchen, die ein dortiger Landgeistlicher (der Pfarrer Jeb zu Schönweisach bey Neustadt an der Aisch --- ein äuserst thätiger und vernünftiger Mann, dem ich diese authentische Schilderung der Steigerwälder Landwirthschaft zu verdanken habe) seit mehrern Jahren gemacht hat, auf folgende Art.

1) Muß man die Sumpfwiesen durch Hauptgräben, in welche kleinere Nebengräben geleitet werden, austroknen, sie dann mit ausgelauchter oder unausgelauchter Asche, mit vergohrnen oder ausgetrokneten Gassenkoth, auch Teichschlamm, mit ganz vermoderten Wasen, auch kurzem Mist überstreuen,

und Klee nebst andern guten Grassaamen darauf säen. Durch diesen Kunstgriff hat der eben genannte dortige Pfarrer Jeb, schon eine der elendesten Wiesen so weit gebracht: daß alles rauhe Gras aussengeblieben, und zartes, fettes und süsses Gras nunmehro darauf wächst.

2) Die ganz trockenen, dürren und magern Wiesen müssen mit dem Pfluge im Spatherbst, wenn der Boden feucht ist, umgerissen, im Frühjahr wieder tüchtig geakkert, und mit einer starken beschwerten eisernen Egge in die Länge und Breite überfahren, dann nochmals zu ordentlichen Beeten geakkert und mit Erdäpfeln bestekt werden. Diese kann man, wenn sie aufgegangen, hakken, und nach einiger Zeit kann man dieses wiederholen, wodurch man zugleich so viel gewinnt, daß die noch ganzen Wäsen immer mehr zerstükkelt, und desto geschwinder zur Verwesung gebracht werden. Im zweyten und dritten Jahr baut man Winter- oder Sommergetraid darauf. Im vierten Jahr, wo der vegetabilische Dünger schon ziemlich nachzulassen anfängt, düngt man ei-

nen solchen Plaz mit animalischen Dünger, ebnet ihn ein, besäet ihn mit Haber oder Gerste, worunter man allen guten Grassaamen, besonders deutschen Klee, welcher am ersten und geschwindesten gedeihet, einstreut. Nun hat man auf viele Jahre sicher eine herrliche Wiese: denn die verstopften Pori der Erde, sind durch das öftere Pflügen wieder geöfnet, Luft, Regen und Sonnenstrahlen können auf das Erdreich besser wirken, und durch den angewandten animalischen Dünger bekömmt der Boden neue Kraft, um den jungen Graspflanzen hinlängliche Nahrung mitzutheilen.

Bestreut man eine solche künstliche Wiese in der Folge abwechselnd mit Gyps, Kalch, Asche, oder übersprengt man sie zur Herbst- und Winterszeit mit Mistjauche, die die dortigen dummen Bauern alle Jahre oft zu hundert und mehreren Eimern, zumal wenn es viel Regenwetter giebt, hinwegfließen lassen; so wird sie sobald nicht an Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit nachlassen. Gleichwohl dürfen sie nicht auf immer wieder zu Wiesen liegen bleiben, sondern müssen in der Folge,

je

je nachdem das Land gut ist — nach 6 oder mehrern Jahren — wieder umgerissen, nnd eine Zeitlang als Feld benuzt — und dann wiederum zu Wiesen werden.

Da sie aber der natürlichen Wiesen in dortiger Gegend immer zu wenig und der Felder zu viele haben, so werfen erstere, wenn sie auch noch so sehr verbessert werden, bey weitem noch nicht so viel Futter ab, daß sie einen der Menge der Felder proportionirten Viehstand halten, und hinlänglichen Dünger gewinnen könnten. Daher müssen sie sich

3) auf künstliche Wiesen befleißigen, worunter die mit Klee angesäeten Brachstükke zu verstehen. Esparzett und Luzerne kommen in der dortigen Gegend nicht fort. Der Boden ist zu feucht. Die untere Erdschicht der Felder besteht entweder aus groben Sandsteinen oder zähem Letten, welche die tiefgehenden Wurzeln dieser beyden Kleearten nicht durchlassen. Daher fangen schon im zweyten Jahr die jungen Pflanzen an wieder abzustehn. Der deutsche Klee aber

schlägt desto besser fort. Doch muß man mit der Aussaat vorsichtig umgehn, und einen solchen Zeitpunkt dazu abwarten, wo der Boden noch etwas feucht, und die Witterung naß ist. Sonst geht er entweder gar nicht auf, oder er bleibt — bald nach dem er aufgegangen, wieder aus. Ferner muß man sich bey dem Klee in dortiger Gegend des Gypses bedienen, und ihn, sobald es sich nur im Frühjahr thun läßt, und zwar auf den dortigen Waldmorgen, 5 bis 6 Zentner aufstreuen. Dieses Hülfsmittel hat der Herr Pfarrer Jeb von ausserordentlicher Wirkung gefunden, indem er auf ein Brachfeld, welches nach Mitternacht gelegen, und welches er mit Klee angesäet und mit Gyps überstreut hatte, Klee gebaut, der von jedermann bewundert worden, und den der fetteste Boden nicht höher und mastiger hätte treiben können.

Auf magern, troknen und von der Viehheerde festgetretenen Wiesen, hat er aber bis jezt noch keine sonderliche Wirkung von ihm gespührt. Diese drey Vorschläge — meynt er, wären nach seiner

gemach-

gemachten Erfahrung hinreichend, die Steigerwälder Landleute, mit reichlicherer Winter- und Sommer- grüner und getrokneter Fütterung zu versehen. Hierbey müßte aber die Stallfütterung eingeführt werden, wovon er ihnen gleichfalls durch sein eigenes Beyspiel, schon zureichende Proben gegeben hat. Diese würde ihren Düngervorrath jährlich um die Hälfte erhöhen, und da sie alsdenn nicht mehr elendes Wiesenheu und Stroh zu füttern brauchten, so würden sie einen noch einmal so guten Dünger, als vorhin, bekommen. Von dem Stroh, welches sie sonst ganz verfüttert, könnten sie mehr zum Einstreuen nehmen, und das elende Waldmoos und zähe Waldlaub hinweglassen, wenigstens mehr mit Stroh vermischen. Dabey würde ihr Zuchtvieh gewüchsiger, ihre Kühe würden milchreicher, und ihre Zugochsen stärker und kräftiger zur Arbeit werden.

Ist da nicht schon dem Feldbau um ein Merkliches geholfen? — Häufiger und fetter Dung, und starke kräftige Zugochsen, sind immer die Seele des Feldbaues gewesen, und werden es auch wohl bleiben. Doch

müssen noch verschiedene andere Mittel dazu kommen, um diese unfruchtbaren Felder in vollkommenen Stand bringen zu können.

Sie haben — wie schon erwähnt, drey Hauptgattungen von Boden, Sand, Milben und Letten. Die sand- und milbigten Felder haben entweder zähen bläulichen oder röthlichen Letten, oder rauhe Sandsteine zur Unterlage, die manchmal einen ganzen, manchmal einen halben Schuh von der Oberfläche, manchmal aber auch noch seichter liegen. Steinigte Unterlagen sind durch tiefes Pflügen nicht zu bessern; denn der Pflug geht nicht ein, sondern springt ab, und geht oben hinweg. Da ist also kein anderer Rath übrig, als ein solches Land nach und nach zu umgraben, und die Steine herauszunehmen, und dann wieder Erde oben aufzuführen. Lettichte Unterlage kann aber im Herbst durch tiefes Pflügen in die Höhe gebracht, und so dem Frost und Schnee über Winter blos gestellt werden, wodurch sie mürbe und brökligt wird, und sich im Frühjahr desto leichter mit dem Sande mischt. Dadurch bekömmt man ein Land: das nicht nur mehr

bindet

bindet, nicht so leicht austroknet, und nicht so vom Wind verweht wird, als bloser Sand und lokker gemachter Milben, sondern auch einen ungleich tiefern Boden, in welchem die Getraidewurzeln gehörig eindringen, und besonders Kraut und Erdäpfel besser fortkommen können. Letticher Boden, der in der dortigen Gegend meistens roth aussieht, und daher auch von den Bauern Röthenboden genannt wird --- ist im Grund ihr fruchtbarstes Land. Es wird es aber erst recht, durch häufiges Düngen und Pflügen; in seinem natürlichen Zustand ist es eben so unfruchtbar als das übrige. Daß ihr Röthenboden Waizen trägt, kömmt daher, weil er mehr bindet als Sand und Milben, und daher mehr und länger Feuchtigkeit hält, welche der Waizen liebt. Man muß aber die Zeit zum Pflügen bey ihm wohl abwarten. Ist sehr trockene Witterung so ist mit dem Pflug beynahe nicht durchzukommen. Will und kann man es durch starkes Vieh erzwingen; so macht er lauter Striemen und grose Erdschollen, welche --- wenn nicht sehr starkes und anhaltendes Regenwetter einfällt, sich weder zerpreklen noch durch die

Egge klar gemacht werden können. Ist die Witterung naß, so hängt er so stark an, und verhärtet bey der darauf folgenden Trokene so sehr, daß er beynah zu Stein wird, und kein Saamenkorn mit seinem Keim durchdringen kann. Feldern von dieser Art ist nicht besser beyzukommen, als wenn man Wäsen von mageren und leichten Lande und Sand darauf führt, um ihnen dadurch die ordentliche und gehörige Mischung zu geben. Auch ist in der dortigen Gegend der rothe Mergel sehr häufig zu finden, der auf leichte Felder gebracht nicht wenig Nutzen stiften würde.

Dieß wenige, was ich hier nur ganz oberflächlich von der Steigerwälder Landwirthschaft gesagt --- wird meinen Lesern schon vollkommen hinreichend --- und ihnen Beweis genug seyn: daß es auch im Frankenland Distrikte giebt, wo der Geist der Landwirthschaft und der Industrie, noch ganz unthätig im Schooße der Ruhe liegt. --- Jezt will ich aber auch noch schließlich zum entgegengesezten Fall übergehen --- und meinen Lesern durch eine ganz getreue Schilderung

derung einer landwirthschaftlichen Einrichtung auf einem Ritterguth in Franken (in der Nachbarschaft der Reichsstadt Windsheim) einen abermaligen Beweis geben: daß es in Franken auch Matadors in der Landwirthschaft giebt. Der Administrator dieses Oekonomieguths, ist ein äusserst thätiger, erfahrner und einsichtsvoller Mann, der ganz in seinem Fach bewandert ist. Doch das Werk muß seinen Meister loben; mithin will ich auch --- mit Verschweigung seines Nahmens --- (den zu nennen ich weder Erlaubniß noch Beruf habe) mehr nicht von ihm sagen; sondern blos bey dem stehn bleiben, was er wirklich geleistet hat. Sein Vater war Pachter auf dem nehmlichen Guth und bey dem nehmlichen Guthsbesitzer --- aber leider! ein bloser altags Mensch und Schlendrianist, der das Guth in vielen Jahren um nichts besser, sondern in vielem Betracht noch schlechter gemacht hatte. Der Guthsbesitzer --- ein Mann der beydes --- edles Herzens und voll Verstandes ist --- war nicht blos zufrieden damit, sein Pachtgeld von einem Jahr zum andern richtig zu erhalten; sondern wollte auch sein Guth verbessert,

nicht verschlimmert wissen. Er richtete schon bey Lebzeiten seines Pachters, sein Augenmerk auf dessen einzigen Sohn --- einen Jüngling von 20 Jahren, der Kraft und Seelengröse besas, und dem er auch nach dem Tod seines Vaters, die Administration seines Guthes unter seiner Aufsicht überlies; so daß sie nun beyde gemeinschaftlich zu Werke giengen, und jeder Aufwand in das Guth, aus dem herrschaftlichen Beutel bestritten wurde. Der Guthsbesitzer that nichts, ohne seinen nunmehrigen Verwalter, der weit mehr Erfahrung als er hatte, und weit mehr im Nachdenken über diese Gegenstände geübt war, vorher um Rath zu fragen; und immer hat er sich bey seinem Rath wohl befunden. Nach dem Plan dieses edlen Mannes wurde die beträchtliche herrschaftliche Schäferey (durch welche bisher auch dem fleißigsten Unterthan die Hände gebunden waren, weiter vor sich kommen zu können) unter die Gemeinde vertheilt; so daß ein jeder Unterthan, gegen Erlegung eines billigen Kaufschillings eine festgesetzte Anzahl Schaafe zur immerwährenden Haltung bekam, und daß nunmehr, statt daß vorher ihnen von

dem

dem räuberischen Schäfer, der sein schurkisches Handwerk ungescheut trieb --- Gesetze vorgeschrieben wurden --- sie selbst ihrem Schäfer Gesetze vorschreiben, und ihre Grundstükken --- wie sie nur wollten --- benutzen durften. Ein jeder hatte nun freye und ungebundene Hand --- den dritten Theil oder die Hälfte seiner Braache mit Klee --- Hülsenfrüchten --- Erdäpfeln --- Kraut oder sonst etwas zu bebauen, ohne fürchten zu müssen: daß es ihm von dem räuberischen Schäfer abgehütet würde. --- Die öffentlichen Huthplätze --- Gemeind'waasen, kurz! alles was öd und noch unurbar da lag, wurde zu gleichen Theilen unter die Gemeinds-Mitglieder ausgetheilt, und von selbigen angebaut. Schon in den ersten Jahren gewannen sie mehr Futter darauf, als vielleicht das Vieh in einem ganzen Jahrhundert vorher darauf gefunden. Jeder Bauer war nun im Stand seinen Viehstand zu vergrössern, die Stallfütterung einzuführen --- seine Felder reichlich zu düngen, und die Herrschaftlichen Gefälle mit leichter Mühe zu entrichten. Er suchte noch überdieß manche schädliche Gewohnheit unter ihnen zu ver-

drängen, und zeigte ihnen durch sein eigenes Beyspiel: Daß man durch zwekgemäse Betreibung seiner Wirthschaft ungleich mehr gewinnen könne, als wenn man es blos beym alten Herkommen bewenden läßt.

Die Miststätten im Dorfe, lagen durchgängig seicht, und ohne alle Vertiefung da --- so auch die seinige, wo die Mistbrühe --- so wie bey den übrigen --- um den Weg recht abscheulich und das Fuhrwerk recht beschwerlich zu machen --- unbenuzt auf die Straße lief. Er war der erste, der seine Miststätte gehörig vertiefen und ausmauern ließ; so daß ihm kein Tropfen mehr verlohren gieng --- sein Mist ungleich besser und wirksamer wurde, und sein ganzer Hof, so wie auch die Straße vor seinem Haus, trokken und sauber blieben. Viele sahen es nach und nach auch ein: daß der Ablauf dieser Mistbrühe ein unersezlicher Schade sey, und machten es ihm nicht nur auch bald nach; sondern diejenigen, deren Miststätten, dicht an ihren Gärten anlagen --- fügten noch überdieß die Vorsicht hinzu --- Abzüge darinnen anzubringen, vermittelst welcher

die

die Mistbrühe, wenn sie über Hand nimmt, oder wenn grose Regengüße eintreten --- in ihre Gärten läuft. ---

Mit seinen Feldern nahm er gleichfalls Verbesserungen die Menge vor. Sein Vater überließ ihm solche in dem allererbärmlichsten Zustande, weil er nicht Haarbreit von der Verfahrungsart seines Vaters und Grosvaters abgieng, und was er nicht wirklich von diesen beyden gesehen, auch um keinen Preiß gethan hätte. Da er nun von diesen Beyden z. B. nicht gesehen: Daß sie jemals Erde auf ihre Grundstükken geführt: so kam ihm schon deshalb auch der Gedanke nicht einmal ein, es zu thun. Daher denn die meisten Felder, die sein Sohn nunmehro unter seiner Aufsicht hatte, zufolge ihrer abhängigen Lage, wo der Regen nach und nach die beste tragbare Erde weggeschwämmt --- so ganz vom Boden entblößt waren, daß sie --- ohnerachtet sie richtig ums dritte Jahr gedüngt wurden --- doch nur spärliche Erndten trugen.

Gleiche Bewandniß hatte es auch mit den Wiesen! --- Was bey seinem Gros- Ur- und Urgrosvater war gemäht worden, mußte auch bey ihm gemäht werden, ohnerachtet seine Wiesen zum größten Theil kaltgründigt, und von der schlechtesten Beschaffenheit waren. Er konnte sie wegen Mangel an Dung (denn da man zu seiner Eltern und Groselteru Zeiten noch nichts vom Kleebau gewußt, so ließ er sich auch schlechterdings nicht dazu überreden) selten odet gar nicht düngen; und daher kam es: daß das Mösigt auf diesen kaltgründigten Wiesen so sehr überhand nahm, daß sie nach seinem Tod Hand hoch, wie mit einem Pelz bedekt waren, wo weder Dung, noch Asche, noch Gyps, noch sonst etwas mehr durchzudringen im Stande war.

Auf manchen Feldern sah man fast nichts als Steine --- die ganze Oberfläche derselben bestand aus Steinen, auch trugen sie kaum das Saatkorn ein, und überdieß wurden auch noch bey jeder Bestellung Pflüge darauf zerrissen und beschädigt. Sein Vater ließ die Steine deshalb nicht wegräumen,

men, weil er von seinen Eltern gehört: daß man dem Akker nichts entziehen dürfe, und daß solche Aekker, wenn man sie ganz von Steinen befreyen wollte --- am Ende gar nichts mehr tragen würden.

Eine seiner Lieblingsneigungen war es, auf allen seinen Feldern Obstbäume zu haben, deren schattigtes Haupt einen grosen Bezirk des unter sich gelegenen Feldes einnahm: und doch konnte er sich äusserst darüber erzürnen, daß so viele Pflüge an den Wurzeln dieser Bäume beschädigt wurden, daß auch die schönsten Saamen Aekker --- so weit das schattigte Haupt dieser Bäume reichte --- immer kahle Blatten hatten, und daß ihm --- aller Aufsicht und Wachsamkeit ohneractet --- sein Obst ehe es fast noch reif geworden --- ein Jahr und alle Jahre geplündert, und das daneben stehende Getraide noch dabey niedergetreten wurde. ---

In seinen Gärten hatte er der Bäume unzählige, die aber nicht mehr tragbar, sondern zum größten Theil alt und überständig

waren; dennoch konnte er sich nicht überwinden --- diese Bäume heraus reissen zu lassen. --- So gern er auch junge Bäume nachgesezt hätte, so war es ihm doch schlechterdings unmöglich, etwas Altes abschaffen zu sollen. ---

Die Bäume standen so dicht und haufenweis beysammen, daß man keine Sense darinnen anzulegen noch weniger hinein zu fahren im Stande war. Heu und Ohmet mußten mühsam zusammen gegraßt und auf dem Rükken weggeschleppt, und der Mist mußte in Butten hineingetragen werden. Er hätte es eben so wohl für Sünde gehalten, die alten untauglichen Stökke in seinen Weinbergeu heraushauen und durch frische ersetzen zu lassen.

Da er es einmal von seinen Eltern her so gewohnt war: daß diese Weinberge für einige 70 fl. alljährlich von Taglöhnern gebaut wurden, so blieb es auch für immer dabey. Ohnerachtet sie kaum die Baukosten abwurfen (da die Taglöhner, die ihre Sache überhaupt davon hatten, auch nur schlecht-

weg

weg Taglöhners Arbeit verrichteten, und weder an Mist noch Erde etwas hineinverwendet wurde) so kümmerte er sich doch wenig darum, und bezahlte --- was von jeher an die Taglöhner bezahlt worden --- immer zur gesetzten Stunde aus. Sein Sohn überzeugte sich aber bald: daß sein Herr --- bey einer solchen Einrichtung und Verfahrungsart --- auf keinen grünen Zweig kommen würde --- und machte es daher anders. Er ließ noch im späten Herbst seine untauglichen Weinberge ausreiten und akkern, so über Winter liegen, und dann im Frühjahr mit Sommerfrucht und Klee, und zwar mit ewigen und Brabanter Klee einsäen, weil, wenn der ewige ohne den Brabanter Klee ausgesäet wird, in den ersten Jahren zu viel Unkraut überhand nimmt, welches den ewigen Klee nicht selten ganz verdrängt; hat man aber Brabanter Klee beygemischt, der schon im zweyten Jahr in voller Blüthe steht und nicht leicht Unkraut aufkommen läßt; so ist man seiner Sache viel gewisser, und hat im dritten Jahr --- wo der Brabanter Klee auszubleiben anfängt, einen herrlichen ewi-

gen Klee ohne alles Unkraut da stehn, denn während dieser Zeit hat er sich recht bestokken, und der Brabanter Klee, ohne ihn zu verdrängen, die Stelle des Unkrauts einnehmen können. Von diesen Weinbergen erndete er noch im nemlichen Jahre viele Schöber Sommerfrucht ein, und in den folgendeu Jahren baute er so viel Klee darinnen, als er zur Fütterung seines nunmehr sehr verstärkten Viehstandes den ganzen Sommer über benöthigt war; und da diese sonstigen Weinberge, wegen ihrer unebenen Lage, äusserst beschwerlich zu akkern, und ganz genau bey seinem Hof waren, so bestimmte er sie einmal für allemal zum Futterbau, um dadurch der Nothwendigkeit überhoben zu seyn, etwa andere Felder (die besser und leichter zu bauen) durch den Klee --- dem Getraidebau entziehen zu müssen. Da er nunmehr in Rüksicht des Futtermangels gesichert war; so richtete er sein Angenmerk lediglich auf die Verbesserung seiner Felder. In dieser Absicht ließ er alle Steine, die auf ihrer Oberfläche lagen, zusammeu lesen, uud auf die Wege führen. Hierauf ließ er sie akkern,

und

und da eben so viel Steine aus der Tiefe wieder hervorkamen, als vorher schon auf der Oberfläche gelegen --- so wurde das Ablesen von neuem wiederholt und so lang damit fortgefahren --- bis die Aekker von allen Steinen ganz befreyt waren. Mit der Verbesserung seiner Felder wußte er jene seiner Wiesen so genau zu verbinden, daß ihm beyde von selbst die Hülfreichste Hand zu seiner Absicht reichen mußten. --- Da ihm nehmlich jene vermooßten Wiesen, die, wie mit einem Pelz, überdekt waren, wenig oder gar kein Heu gewährten (denn an Ohmet war seit geraumer Zeit schon nicht mehr zu denken!) und er durch seine mit Klee angebauten Weinberge --- keinen Futtermangel mehr zu befürchten hatte; so ließ er sie durchgängig Spaden tief abheben, und diese Waasenerde auf iene Felder führen, die er von Steinen befreyt --- und die der Besserung äusserst bedurften. Diese Waasenerde wurde auf dem Feld ausgebreitet, und sogleich untergeakkert. Der Trieb den sie in diesen Aekkern, nicht nur in den ersten, sondern sogar noch in den folgenden Jahren bewirkte --

war ungeheuer! und wenn sie alle Jahre durchaus mit dem besten Mist wären gedünge worden, so hätten sie sich nicht fruchtbarer und ergiebiger beweisen können! --- Diese Aekker zeichnen sich vor allen andern in der ganzen Markung aus. Jene Wiesen, die der Art Spaten tief abgehoben worden, ließ er sogleich akkern, und baute theils Erdäpfel, theils Haber, theils andere Dinge darinnen; und so benuzte er sie mehrere Jahre hintereinander als Feld, und ließ sie sodann wieder zum Klee- und Grasbau liegen, in welchem Zustand sie nunmehr Futter in vollem Maas gewähren, nachdem sie vorher gar nichts mehr getragen hatten. Auf andern Wiesen, die hin und wieder an den Aekkern anstoßen, aus welchen nach und nach das Wasser die beste Erde weggespielt, und auf diesen Wiesen abgesezt hatte, wodurch sie äußerst hökkerigt und uneben geworden --- ließ er diese angehäufte Erde, (auf welche ohnehin, da kein Wasser darauf stehn blieb, und die Sonne jede Feuchtigkeit sogleich weglekte und alles darauf wegbrannte --- auch kein Gras wuchs) wieder auf die nehm-

lichen Felder führen, denen sie nach und nach durch Regengüsse entzogen worden. Mit den Feldern machte er es auf gleiche Weise; wo mehrere Gewände in einiger Vertiefung untereinander lagen, und mithin das Wasser nach und nach viele und gute Erde von dem obersten Gewänd weggespielt, und auf die untersten und niedrigsten Gewände abgesezt hatte, da ließ er diese Erde wieder auf das oberste Gewänd hinaufführen, welches von der tragbaren Erde merklich entblößt war, und jenen unteren Gewänden, fehlt es natürlicher Weise! deshalb dennoch nicht an tragbarer Erde. Dadurch, daß er in den ersten Jahren, blos Erde auf seine Felder führte, und sie damit gut machte, gewann er just so viel Mist, daß er seine noch übrig erhaltenen Wiesen und Kleestükke reichlich düngen, und auch noch überdieß seine Kraut, Ranges und Erdäpfel Felder (mit welchen er immer umwechselt, bald dieses bald jenes Stück dazu nimmt, brav düngt, und dann im Herbst, wenn Erdäpfel, Ranges und Kraut zu Hause sind, sogleich mit Winterfrucht einsäet, die immer --- da der Boden

durch das öftere Behakken, Stufen und dann durch das Herausnehmen dieser Wurzeln recht lokker gemacht und noch überdieß brav gedüngt worden, herrlich geräth) in vollem Maas mit Mist überfahren konnte. So oft seine Miststätte ausgeleert ist, läßt er auf der Stelle wieder Erde zu unters hinein führen, und selbige Jahr und Tag unter dem Mist liegen. Wenn sie alsdann recht von der Mistbrühe durchweicht, so schwarz wie Pech ist, so läßt er sie auf die Wiesen führen und recht dünn ausbreiten, dann im Frühjahr sorgfältig zerrechen --- und wenn die übrigen Bauern ihre Wiesen säubern; so meynen sie immer: es wäre gar nichts auf die seinigen gekommen, so verschlieft sich diese Erde in die Wiese hinein, und verkömmt auf selbiger.

Nach Georgi bringt er noch eine zweyte Würze auf seine Wiesen und Kleestükke. Entweder säet er Gyps oder Kalch oder theils ausgelauchte theils unausgelauchte Asche darauf. Den Gyps und Kalch widerräth er aber einem jeden, der nicht wie er,

seine

seine Wiesen vorher brav mit anmalischen Dung zu würzen im Stande ist. Wenn die Erde, die zu unters in seiner Miststätte liegt, im ersten Jahr noch nicht gehörig von der Mistbrühe durchdrungen und verwittert ist, so läßt er sie --- wenn aller Mist hinweg ist --- mit Spaten herumscharren, und noch ein zweytes Jahr so unter seinem Mist liegen. Der Mist selbst, muß schlechterdings Jahr und Tag in seiner Miststätte liegen, ehe er ihn ausführen läßt, und wenn er alsdann auf das Feld kömmt, so läßt er ihn sogleich breiten und unterakkern.

Den Schweinsmist, läßt er sorgfältig von seinem übrigen Mist absondern, und nicht auf die Felder, sondern blos auf die Wiesen bringen, weil er entsetzlich Gras treibt. Auf seinen Saamen Feldern sieht man fast nie Wasser steh'n, weil er alle Beeten mit dem Pflug ausstreichen, und noch queer über die Beeten --- Abzugsfurchen streichen läßt. Uiberhaupt verrathen alle seine Felder ihren Eigenthümer.

Er läßt sich aber auch keine Mühe dabey verdrießen, und sagt immer: dem Feld muß sein Recht geschehn! aus nichts wird nichts! --- Wenn die Braachzeit herannaht; so kann er es seinen Knechten nicht genug einschärfen: ja recht tief --- wenigstens gehörig tief zu akkern, weil dadurch Menschen und Vieh in den folgenden Akkerverrichtungen die Arbeit erleichtert, und das Feld dadurch am ersten und sichersten in den gehörigen Bau gebracht wird. Wenn seine Braachäkker dann zum erstenmal geakkert, und noch etwas grob und rauh sind; so läßt er --- nach Beschaffenheit der Umstände! nachdem sie mehr oder minder grob und schrolligt da liegen --- jedem Beet, ein, zwey oder mehrere Streiche mit einer schweren eisernen Egge geben. Im Herbst läßt er nur diejenigen Aekker, die flach und eben liegen --- und zwar blos wenn er es noch vor Martini möglich machen kann, stürzen, die übrigen aber, deren Lage nur etwas uneben und abhängig ist --- niemals, weil man bey solchen Aekkern immer Gefahr läuft: daß viele von der obern tragbaren Erde mit dem

Schnee-

Schneewasser weggeschwämmt, und der Akker dadurch verringert wird.

Die frühe Saat war von jeher in seiner Gegend so ganz ungewöhnlich: daß man es noch jezt als einen völligen Mangel an Wirthschaftskenntnissen ansieht, wenn z. B. vor Ausgang Merz Gerste ausgesäet wird. Dieß hindert ihn aber nicht zur frühen Aussaat zu schreiten, und zu behaupten: daß durchgängig alle Sommerfrüchte bey früher Aussaat ergiebiger als bey später sind (welches auch sogar die Erfahrung bey Gartenfrüchten lehrt) wenn ihm einer oder der andere sagt: „In unserm Feld hat aber die Erfahrung gelehrt: daß die späte Saat am besten geräth, und daß bey der frühen Saat das Unkraut zu sehr überhand nimmt“ so antwortet er immer: „Eure Erfahrung ist zu schwankend und beruht meist auf Vorurtheil! denn wenn das Unkraut bey der frühen Saat besser fortkömmt, als bey der späten, so folgt daraus natürlich, daß ein gleiches auch bey der ausgesäeten Frucht eintreten müsse; denn beydes steht in gleichem

Ver-

Verhältniß." Wenn ihm nun ferner entgegengesetzt wird: „Daß die früh gesäete Gerste keinen Nachtfrost, der doch im April und May oft eintritt, vertragen könne, und daß die frühgesäete Gerste zwar mehr Stroh, aber dagegen kleine Aehren, mithin wenig Körner gäbe; so erwiederte er: „Die Winter Gerste die um Michaelis gesät wird, dauert den strengsten Winter aus. Wenn nun das Geschlecht einer Frucht strengen Frost ertragen kann, so muß doch die Gattung eben derselben Frucht, einen mindern Frost ausſteh'n können? --- Im April hat das Erdreich noch mehr Feuchtigkeit in sich, als im May; Ausgangs May, und zu Anfang des Junius, erfolgt gemeiniglich anhaltende Dürre; bey der Saat im April, kömmt daher die Gerste ehender zu Keimen, und wenn sie sich zu Anfang des May etwas ausgebreitet hat, so kann sie --- da sie das Erdreich beschattet, zu Ende des May und im Junius, die sodann gemeiniglich eintretende Dürre, ohne Nachtheil ertragen. Unter allen Monaten im Jahr, wirkt die Natur im May am stärksten. Die im Aprill ausgesäete

gesäete Gerste, hat also im May den besten Trieb, und wenn dieser kühl und naß ist, breitet sie sich besser aus, und schießt mehrere Nebensproßen. Wird sie im May gesäet, und kömmt in diesem Monat allererst zum laufen, so hindert die im Junius gewöhnlich eintretende Dürre ihre Ausbreitung u. s. w." Allen Einwendungen und Einwürfen seiner Nachbarn ohnerachtet, läßt er dennoch immer sein Getraid, gleich nach dem Abschneiden, in Garben binden, und diese Garben auf dem Felde aufstellen, weil dadurch das geschwinde trokken werden der Aehren, oder der Fruchtbehältnisse befördert, nicht wenigen bey einfallendem Regenwetter das Auswachsen des Getraides verhindert, wenigstens verspätet wird, indem sehr begreiflich, daß eine in die Höhe gerichtete, folglich der freyen Luft blos gestellte Korn Garbe, eher abtroknen wird, als die auf der Erde liegende Frucht. Die einzige Ausnahme von der Regel läßt er statt finden, wenn nehmlich viel Gras und Unkraut unter dem Getrayd befindlich ist --- in welchem Fall er es selbst nicht für rathsnm hält. Am allerauffallensten

und

und ärgerlichsten ist es aber seinen Nachbarn: daß er nicht --- wie sie es thun --- gleich nach der Erndte das erforderliche Saatkorn auszudreschen eilt, weil die Körner in diesem Zeitpunkt selten, wenigstens nicht alle, hart genug sind, um ohne Beschädigung den Schlägen des Dreschflegels widerstehn zu können; daher dann auch gemeiniglich viele Saamenkörner beym Dreschen an ihren Keimen beschädigt, folglich zum Aufgehn untüchtig gemacht werden. Aus dieser Ursache läßt er auch zu keiner andern Zeit, als bey Frostwetter dreschen, und das zur Saat bestimmte Korn wohl reinigen, und bis aufs künftige Jahr aufbewahren; denn daß ein Jahr altes Korn zur Saat nicht tauglich sey, ist ein bloses Vorurtheil, an welchem nichts wahr ist, als: daß altes Korn ein wenig später aufgeht als neues. Bleiben doch die weit kleinern Garten Sämereyen --- zwey, drey und mehrere Jahre zur Fortpflanzung tüchtig. Uiberdieß erspahrt er noch dadurch gegen andere --- da sein Feld gut zubereitet, der Saame der Art allezeit von erforderlicher Güte, und gehörig gereinigt, auch auf den

Akker

Akker mit möglichster Genauigkeit verbreitet wird --- im Durchschnitt gewiß ein Drittel Saamenkorn. ---

Auch unterläßt er nicht: seinen Saamen von Zeit zu Zeit mit fremden zu vertauschen, wodurch er die Fruchtbarkeit seiner Felder, und die Güte seines Getraides um ein Merkliches erhöht. Eine Folge davon ist: daß er immer mehr Kauflustige zu seinem Getraid, wie andere bekömmt, und daß es ihm auch immer theurer als andern bezahlt wird.

Die Klage über die Ausartung der Erdäpfel, war vor einigen Jahren in seiner Gegend allgemein. Diesem Uibel zu entgehen und recht bequem zu neuen Gattungen zu gelangen, ließ er die Aepfel an den Stengeln an einem luftigen, dem Frost nicht ausgesetzten Ort, recht reif werden, den Saamen ausmachen, und selbigen im April an einen warmen wohlgedüngten Ort säen, hiernächst die jungen Pflanzen theils stehn, theils verpflanzen. Auf diese Art gewann er Früchte

von der Gröse kleiner und groser Nüsse, durch deren Verpflanzung er in der Folge neue Arten von Kartoffeln erhielt, von welchen er die anständigsten Gattungen beybehalten, und jezt schon um ein beträchtliches vermehrt hat. Die Bäume die ihm sein Vater, zu seinem größten Leidwesen, allenthalben auf den Feldern zurükgelassen --- hat er heraushauen, und dagegen viele junge Bäume auf die Straßen setzen lassen. Eben so hat er es auch in seinem Garten gemacht, wo die Bäume viel zu dik aufeinander stunden, so daß einer den andern im Wachsthum hinderte. Die ganz abgestorbenen hat er --- um den übrigen Platz zu machen --- ganz heraushauen, andere aber, die noch nicht ganz abgestorben --- von den todten Aesten befreyen, und da, wo die Aeste abgesägt worden, Leim und Kuhmist mit einander vermengt, darauf streichen lassen. Hin und wieder, wo er viele alte und ganz abgestorbene Bäume auf einem Flek herauszunehmen genöthigt war --- hat er junge Bäume dafür zeilenweis in gleicher Entfernung auseinander setzen lassen, um daselbst

die

die Sense anlegen, und mit der Zeit auch mit dem Wagen darinnen wenden zu können.

In der Behandlung seines Viehes, weicht er auch ganz von dem gewöhnlichen Verfahren seiner Nachbarn ab, so läßt er seine Kühe, den ganzen Tag --- so oft sie Lust dazu haben --- saufen, während andere die ihrigen täglich zweymal an die Tränke treiben. Eine Kuh und eine Amme --- meynt er --- müssen immer trinken, wenn sie anders immer Milch genug haben wollen. Zu diesem Entzwek, hat er den Weg in seinem Kühstall, mit lauter Unterschieden zimmern lassen; so daß dieser ganze Weg aus lauter einzelnen Trögen in einem Stük besteht. Jede von seinen Kühen, steht zwischen zwey solchen Trögen, und hat in dem einen ihr Futter, und in dem andern ihr Getränk, und sobald sie ausgesoffen haben, müssen diese Tröge von neuem wieder angefüllt werden. Uebermaas im Saufen, und zu weniges Saufen, läßt sich meines Erachtens,

durch diese Methode am ersten verhüten; denn daß sich eine Kuh übersaufen sollte, nehmlich auf einmal zu viel saufen sollte, und daß sie zu wenig saufen sollte, da sie doch ihr Getränk den ganzen Tag vor sich hat --- beydes läßt sich nicht denken. Die übrigen im Dorf lassen ihre Kühe des Tags zweymal melken. Er thut es aber schlechterdings nicht anders, die seinigen müssen täglich dreymal gemolken werden, weil er behauptet, daß die Milch Gefäße, durch das öftere Melken erweitert, schöne Eyter dadurch hergezogen, und mehrere Milch gewonnen wird. Bey seiner Nachzucht sieht er sorgfältig darauf, daß weder sein Stammochs, ehe er ausgewachsen ist --- springen, noch eine seiner Kalben --- ehe sie ausgewachsen sind --- zukommen dürfen. Aber sein Feind muß ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen: daß er immer --- ohne seine Zuflucht in's Ausland zu nehmen --- das schönste Rindvieh vor allen andern in seinem Stalle hat.

Ohnerachtet schon unzählige Schweine in seiner Nachbarschaft und selbst in seinem Ort, an der Bräune und an dem wilden Feuer krepirt sind, und von Jahr zu Jahr noch immer krepiren, so bleiben doch die seinigen beständig ganz von diesem Uibel befreyt, weil sie häufig und dann jedes Futter --- in Flüßigkeiten schwimmend bekommen, dagegen andere Wirthe schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Schweinen des Tags ein paar mal einen Milch oder Spülicht Trank geben lassen. Diese wenige Feuchtigkeit, ist aber zur Erhaltung der Gesundheit des Schweineviehs, und zur Verdünnung ihres ohnehin hitzigen Geblüts, besonders wenn troknes heißes Wetter eintritt, bey weitem nicht hinreichend. Das wilde Feuer sowohl als die Bräune, nehmen ihren Ursprung lediglich aus dem dikken und verstokten Geblüt der Schweine. Dieß ist ein Erfahrungssatz, welchen auch die erfahrensten Aerzte nicht zu wiederlegen im Stande sind. Sobald bey den Schweinen (die bekanntlich von sehr hitziger Natur sind) der Umlauf

des Geblüts gehemmt wird, und dasselbe in Stokkung geräth; so ist immer der Tod die unvermeidliche Folge dieser Krankheit. Der Mangel des Saufens ist lediglich die Ursache der Verstokkung des Geblüts bey den Schweinen mithin ist das einzige und zugleich sehr leichte Mittel (der Bräune und dem wilden Feuer vorzubeugen) dieses: daß man den Schweinen soviel Flüßigkeiten, als nur möglich beyzubringen suche. Kein achtsammer Landwirth wird wohl jemals den Ausbruch des wilden Feuers, in ganz nassen Jahren, nehmlich bey solchen Schweinen erlebt haben, die auf die Weide getrieben werden, denn es bleibt wie gesagt --- eine ausgemachte Wahrheit, daß das Blut der Schweine --- wegen Mangel an Flüßigkeit, in Stokkung geräth, und in Fäulniß übergeht. Wird nun dieser Mangel sorgfältig vermieden, und den Schweinen naßes Futter und Saufen, täglich in hinlänglicher Menge, gereicht; so wird wohl nie ein Schwein an der Bräuue oder an dem wilden Feuer krepiren, wenn anders noch zur nassen Fütterung, die Vorsorge hin-

zugefügt

zugefügt wird, daß die Schweine auch draussen beym Hüten fleißig zu saufen bekommen. Wenn der Schweinhirt auf den Weideplätzen seine Pflicht verabsäumt, so thut man weit besser sie gar nicht treiben zu lassen. In Franken glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie ihre Heerde täglich einmal an das Wasser getrieben. In nassen Zeiten ist freylich nichts zu befürchten, bey trokener Witterung aber muß der Hirth, je mehr je lieber, und wenn es möglich, alle Stunden Wasser suchen. Die Schweine trachten selbst, und zwar iu dürren Zeiten immer mehr nach einen morastigen, oder, in Ermanglung dessen, auch nur nach einem schattigten Ort, um ihre Hitze darinnen abkühlen, oder sich doch in etwas erfrischen zu können. Der Umstand: daß oft der eine Eigenthümer seine Schweine durch das wilde Feuer verliert, wenn jene des Nachbars, die doch unter einer Peitsche mit ersteren gehütet worden sind, ganz unangefochten davon bleiben, rührt daher lediglich von der verschiedenen Fütterungsart zu Hause her. Uiberdieß findet bey dem Vieh eben sowohl als bey den Menschen, eine Verschiedenheit der

Na-

Naturen statt --- so daß das eine Schwein --- vermöge seiner innern Leibesbeschaffenheit --- mehr Trokniß als das andere vertragen kann.

Bey alledem ist und bleibt es die Stimme der Landwirthe, welche ihre Aufmerksamkeit bey den Schweinen darauf verwenden: daß sie selbige mit Flüßigkeiten beynahe überhäufen: daß ihre Schweine, wenn auch rund um sie herum Bräune und wildes Feuer herrschen, durch diese Vorsicht, von diesen tödlichen Krankheiten völlig verschont bleiben.

So kann man in vielen Fällen, durch unbedeutende Mittel --- dem größten Uibel vorbeugen, und hierzu gehört weiter nichts, als daß man sich immer mehr und mehr mit den Gegenständen seines Berufs und seiner Beschäftigung bekannt zu machen suche. ---

Und nun glaube ich --- ohne dieß Beyspiel einer zwekgemäs betriebenen Landwirthschaft weiter ausdehnen zu müssen --- meinen Lesern schon genug gesagt, wenigstens durch dieß wenige, was ich gesagt, schon genugsam bewiesen zu haben: daß es in Franken unter den schlechteren Landwirthen auch bessere giebt --- und dieß war meine Absicht beym Schluß dieses Büchleins.

1 + 2 = 1500.–
12.7.83

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Forstner, Georg Ferdinand von, 1764-1836

Phisikalisch-ökonomische Beschreibung von Franken

Bd.: 2

Schwabach und Leipzig (1792)

Bavar. 833 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10373308-1
VD18 80015794